

Bei der Arbeit

# BLICK JEZHEW<sup>#05</sup>

Beiträge zu einer inklusiven Waldorfpädagogik





*Blickwechsel\_5*



|               |                                                                                                                                                                       |    |
|---------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| <i>Inhalt</i> | <b>VORWORT</b>                                                                                                                                                        | 5  |
|               | <b>ICH IN DER WELT, DIE WELT IN MIR —<br/>GELINGENDE INKLUSION DURCH RESONANZ-<br/>PROZESSE IN DER WELTBEZIEHUNG<br/>SIEBEN MOTIVE, EIN INTERVIEW UND EINE GLOSSE</b> |    |
|               | <i>von Johannes Denger</i>                                                                                                                                            | 8  |
|               | <b>I. ABER WANN LEBEN WIR?<br/>GELINGENDE ODER MISSLINGENDE WELTBEZIEHUNG<br/>— DIE EIGENTLICHE INKLUSIONSFRAGE</b>                                                   | 8  |
|               | <b>II. WELCHER GEIST LEBT IN DER UN-KONVENTION<br/>ÜBER DIE RECHTE VON MENSCHEN MIT<br/>BEHINDERUNGEN?</b>                                                            | 13 |
|               | <b>III. BEHINDERUNG ALS BEDINGUNG DER<br/>WESENSOFFENBARUNG</b>                                                                                                       | 17 |
|               | <b>IV. VON DER BEHINDERUNG DES DENKENS ÜBER<br/>MENSCHEN MIT BEHINDERUNG</b>                                                                                          | 22 |
|               | <b>V. ZENTRALES UND PERIPHERES ICH</b>                                                                                                                                | 26 |
|               | <b>VI. WIE SICH GESELLSCHAFT SCHAFFT</b>                                                                                                                              | 29 |
|               | <b>VII. DEN ANDEREN MENSCHEN<br/>VERSTEHEN LERNEN</b>                                                                                                                 | 34 |
|               | <b>„ICH DACHTE, ICH DARF NICHT BEHINDERT SEIN ...“<br/>EIN INTERVIEW MIT SELMA</b>                                                                                    | 36 |
|               | <b>„INKLUDIERT UND JUBILIERET!“ EINE GLOSSE</b>                                                                                                                       | 41 |
|               | Impressum                                                                                                                                                             | 43 |





## LIEBE LESERIN, LIEBER LESER!

„Ich kann das Wort Inklusion nicht mehr hören ...!“, rief eine in der Arbeit mit erwachsenen Menschen mit Behinderung stehende Kollegin in einer Arbeitsgruppe neulich aus. Es kam aus tiefstem Herzen mit einem Stoßseufzer der Verzweiflung! Nun, antwortete ich, ich werde das I-Wort dennoch weiter verwenden.

Gleichzeitig hatte ich natürlich auch Verständnis. Viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Sozialtherapie und Lehrerinnen und Lehrer in den Heilpädagogischen Schulen sehen sich in ihrer Arbeit, die immer anstrengend und lohnend zugleich war, durch den Paradigmenwechsel in der Behindertenhilfe zunehmend hinterfragt.

In der Arbeit mit Erwachsenen sind in den vergangenen Jahren vielfältige neue Entwicklungen angestoßen worden, Übergangsformen wurden geschaffen wie Trainings- und Paarwohnen, Stadtgemeinschaften entstanden, ambulant betreutes Wohnen und Leben, neue Arbeitsplätze wurden angeboten. Die *UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen* wirkt hier als Entwicklungsbeschleuniger.

Schwieriger gestaltet sich die Entwicklung in den Schulen. Ein Schulsystem, das mit Gymnasium, Realschule, Hauptschule und verschiedenen Förderschulen auf Segregation schlechthin beruht, kann nicht allein durch das Entstehen von zusätzlichen Inklusionsschulen inklusiv werden. Solche Schulen sind zwar als Pilotprojekte von großer Bedeutung, Inklusion muss aber als menschheitliches Prinzip letztlich alle Schulformen durchdringen und verändern – mit unverkennbar hohen Herausforderungen für alle Beteiligten.

Da kann es nicht verwundern, dass jene Schulen, die sich gegen die Zumutungen der Inklusion wehren, zunehmend in die Defensive geraten, während Schulen – auch

gerade Förderschulen –, die sich proaktiv damit auseinandersetzen, neue Entwicklungsschübe erfahren und auch für jüngere Eltern interessant sind. Dabei ist es von zentraler Bedeutung, sich selbst, aber auch der Politik klar zu machen, dass es nicht um *Schließung*, sondern um *Öffnung* aller Schulen geht! Es ist eine gesellschaftliche Aufgabe, dass die damit verbundenen Lasten nicht der einzelnen Schule aufgebürdet werden, schon gar nicht, wenn diese in ihrer Existenz bedroht wird.

Wir brauchen den langen evolutionen Atem in einem sich verändernden Umgang mit Menschen mit Behinderung, letztlich mit allen Menschen. Das tatsächliche Zusammenleben erschließt neue Horizonte: Es geht nicht nur darum, *ihnen* nicht die Gesellschaft zu entziehen, sondern ebenso, *sie* nicht *der Gesellschaft* zu entziehen.

Als jemand, der sich über Jahrzehnte praktisch wie gedanklich mit der Frage von Behinderung und Menschsein auseinander gesetzt hat, habe ich im Folgenden einige meiner mir zentral wichtig gewordenen Motive zusammengestellt, die Beweggründe, die mich meine Arbeit mit den Kindern und Erwachsenen haben tun lassen. Aus der Vielfalt und Dichte der Motive kann in Zukunft ein Buch entstehen. Sie stehen hier in der kurzen Form der Broschüre als eine Art Cluster zur Verfügung, der die Leserin und den Leser dazu auffordert, selbst Verbindungen gedanklich herzustellen und in den großen Zusammenhang zu stellen. Das ist sowohl Mangel als auch reizvolle Chance!

Im ersten Teil (S. 8) geht es um Resonanz. Wenn wir die Kritik am „Höher-Schneller-Weiter“ teilen, so stellt sich natürlich die Frage, wohinein eigentlich gesellschaftlich integriert werden soll, um Inklusion zu erreichen. Wie können wir Lebenszusammenhänge gestalten, in denen sich die



Menschen in Gemeinschaften gegenseitig so bestätigen, dass sie Selbstachtung durch Wahrnehmung und Anerkennung gewinnen und ihrerseits den anderen achten? Es geht um die Schule als Resonanzraum und die Orientierung am einzelnen Kind.

Teil II (S. 13) fragt nach dem Geist, der in der *UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen* lebt, die ihre Rechte stärkt und eine Änderung unserer Haltung fordert.

Teil III (S. 17) rückt einen zentralen Gedanken der Heilpädagogik auf anthroposophischer Grundlage in den Mittelpunkt: Behinderung als Bedingung der Wesensoffenbarung des Menschen schlechthin. Wir sollten uns dadurch ermutigt fühlen, einerseits eine Haltungsänderung durch die menschenrechtliche Dimension von Selbstbestimmung und Teilhabe vollgültig anzustreben, andererseits vor der Offenbarung des individuellen Menschen mit und ohne ausgesprochene Behinderung nicht die Augen zu verschließen.

Teil IV (S. 22) macht auf eine grundsätzliche Problematik unserer Erkenntniskonstitution aufmerksam: Nicht nur sind wir zu Selbstbewusstsein erwachte Sonderlinge der Schöpfung, vielmehr sondern wir genauso im Denken und Welterkennen, zum Beispiel „behindert“ von „nicht behindert“. Wie können wir verhindern, dass die konstitutionell notwendig auftretende Diskrimination, das Unterscheidungsvermögen, zur Diskriminierung, zur Benachteiligung wird?

Im fünften Teil (S. 26) wird auf das von Rudolf Steiner unter anderem im Heilpädagogischen Kurs beschriebene zentrale und periphere Ich hingewiesen, wodurch verständlich wird, dass jeder Mensch das Problem Inklusion in sich selbst trägt, nämlich das zentrale und das periphere Ich miteinander zu verbinden. Durch das Nicht-Erkennen des peripheren Ichs wird der Teil weggelassen, der über den Leib den unbewussten, „schlafenden“, willenshaften Zugang zur uns umgebenden

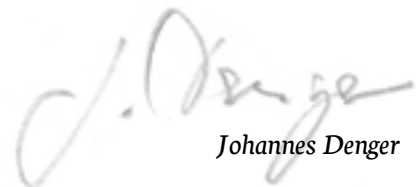
Wirklichkeit ermöglicht: das Ich, durch das wir uns in den Umkreis inkludieren.

Mit einer weiteren Denkgeste fragen wir in Teil VI (S. 29) nach einem Verständnis der Gesetzmäßigkeiten, die Bildung von Gesellschaft ermöglichen. Neue Gemeinschaft schließlich basiert auf einem scheinbaren Paradoxon, dem Pfingstgeheimnis: Die Individuen bilden Gemeinschaft, ohne dabei ihre Individualität zu verlieren. Es wäre die Gemeinschaft derer, die durch den Nullpunkt der Individualisierung gegangen sind, die die Einsamkeit zutiefst durchlebt und durchlitten haben und nun durch den sakramentalen Charakter der Begegnung neue Gemeinschaft bilden.

Das siebte Motiv (S. 34) beschreibt einen Übweg der Begegnung, um den anderen Menschen besser zu verstehen. Denn in der Begegnung von Mensch zu Mensch entscheidet sich letztlich, ob Inklusion gelingt oder nicht. Inklusion fordert nicht nur eine Bewusstseinswandlung, sie ist selbst aus einer Bewusstseinswandlung hervorgegangen. Alle diese Motive können wesentlich zu einer inklusiven Kultur beitragen. Da sie aber nicht an bestimmte Formen gebunden sind, sind sie für jede Begegnung von Menschen mit und ohne Behinderung hilfreich.

Das Interview (S. 36) zeigt beides, gelingende und misslingende Aspekte eines frühen inklusiven Versuchs, und ist dadurch besonders lehrreich.

Zum Schluss, nach so viel schwerverdaulicher Kost, eine kleine Glosse (S. 41) als Digestiv. Wohl bekomm's!



Johannes Denger



# ICH IN DER WELT, DIE WELT IN MIR

## — GELINGENDE INKLUSION DURCH RESONANZPROZESSE IN DER WELTBEZIEHUNG

*Sieben Motive, ein Interview und eine Glosse*

von Johannes Denger

### I. ABER WANN LEBEN WIR?

#### GELINGENDE ODER MISSLINGENDE WELTBEZIEHUNG — DIE EIGENTLICHE INKLUSIONSFRAGE

In seinem neuen Buch *Resonanz* beschreibt Hartmut Rosa den Beschleunigungsprozess, in welchem wir uns alle in unserer gesellschaftlichen Realität befinden.<sup>1</sup> Er definiert ihn als Mengenwachstum pro Zeiteinheit, als umfassenden Steigerungsprozess, als eine unaufhebbare Eskalationstendenz. Nicht nur weil „Schneller-Höher-Weiter“ die Beweggründe sind, mit denen am besten Geld gemacht werden kann, sondern weil die Eskalation „ihre Ursache darin hat, dass sich die gesellschaftliche Formation der Moderne nur dynamisch stabilisieren kann.“ Ein bildhafter Vergleich wäre der eines Radfahrers, der sein Gleichgewicht nur halten kann, solange er fährt.

Die moderne kapitalistische Gesellschaft muss immerzu wachsen und sich reproduzieren, um ihren Status quo zu erhalten. Die ökologische Krise, die Krise der

Demokratie und die Psychokrise, so Rosa, sind die Folge dieses ziellosen Steigerungs-zwangs. Will ich nicht das Gleichgewicht verlieren, muss ich weiter in die Pedale treten, auch wenn ich auf den Abgrund zufahre.

*Diese systematische Eskalationstendenz verändert aber die Art und Weise, in der Menschen in die Welt gestellt sind, sie ändert das menschliche Weltverhältnis in grundlegender Form. Dynamisierung in diesem Steigerungssinn bedeutet, dass sich unsere Beziehung zum Raum und zur Zeit, zu den Menschen und zu den Dingen, mit denen wir umgehen, und schließlich zu uns selbst, zu unserem Körper und unseren psychischen Dispositionen, fundamental verändert.<sup>2</sup>*

Hartmut Rosa: *Resonanz*.<sup>1</sup>

Eine Soziologie der Weltbeziehung,  
Berlin 2016

<sup>2</sup> Ebd., S. 14



Wenn wir die hier nur unvollständig angedeutete Gesellschaftskritik Rosas teilen, so stellt sich für uns die Frage, wie wir unser Leben individuell und gesellschaftlich ändern können. Gleichzeitig wird aber deutlich, dass Bemühungen um Inklusion von Menschen mit Assistenzbedarf, wenn es um diese hier skizzierte Gesellschaftsform geht, kritisch befragt werden müssen.

*Meine These ist, dass es im Leben auf die Qualität der Weltbeziehung ankommt, das heißt auf die Art und Weise, in der wir als Subjekt Welt erfahren und in der wir zur Welt Stellung nehmen; auf die Qualität der Weltaneignung. Weil die Modi der Welterfahrung und Weltaneignung aber niemals nur individuell bestimmt werden, sondern immer sozioökonomisch und soziokulturell vermittelt sind, nenne ich das Vorhaben, das ich in diesem Buch ausarbeiten möchte, eine Soziologie der Weltbeziehung.<sup>3</sup>*

Wenn die Beschreibung und fundamentale Kritik Rosas zutrifft, so stellt sich natürlich die Frage, wohinein eigentlich gesellschaftlich integriert werden soll, um Inklusion zu erreichen. Sie ist hier nicht als rhetorische, quasi paternalistische Frage gestellt, nicht, weil wir bestimmen wollen, dass Menschen mit Behinderungen eine Art Diätleben führen sollen, wie wir es für uns ablehnen würden, sondern weil die Entschleunigung, die nottut, die Pflege des Resonanzraumes und das bewusste Gestalten der Beziehung von Ich und Welt heilsam für die ganze Gesellschaft wären. Oft sind gerade Menschen mit Behinderung auf diesen Gebieten hochbegabt. Behinderung wirkt so oft als Schule des Willens,

und auf den Willen des Einzelnen und der Vielen wird es ankommen, soll die Veränderung gelingen.

So fragt etwa der Philosoph Peter Sloterdijk in seinem Buch *Du musst dein Leben ändern*<sup>4</sup> nach dem Paradigma des 21. Jahrhunderts. Ist es im 20. Jahrhundert im Sinne des Existenzialismus um die Entwicklung von Selbstwahl und Selbstbestimmung gegangen, so ist das neu angebrochene Jahrhundert das des üben- den Menschen in der Vertikalspannung. Ausgangspunkt für diese Hypothese ist für Sloterdijk der Mensch mit Behinderung:

*Demzufolge besitzt der Behinderte die Chance, seine Geworfenheit in die Behinderung als Ausgangspunkt einer umfassenden Selbstwahl zu erfassen. [...] Die Behinderung wird [...] als eine Schule des Willens gedeutet. „Wer von Geburt an auf eigene Versuche angewiesen ist und nicht daran gehindert wird ..., bei dem entwickelt sich ein Wille ... der Trieb zur Selbständigkeit ... reizt zu fortdauernden Versuchen an.“ [...] Indem sie es schaffen, die Paradoxien ihrer Daseinsweise zu entfalten, können Behinderte zu überzeugenden Dozenten der conditio humana werden – übende Wesen einer besonderen Kategorie mit einer Botenschaft für übende Wesen im allgemeinen.<sup>5</sup>*

Menschen ohne ausgeprägte Behinderungen können von Menschen mit Behinderungen außerordentlich viel lernen – und umgekehrt natürlich auch. Es geht also nicht nur darum, ihnen nicht die volle gesellschaftliche Teilnahme und Teilhabe zu entziehen, sondern ebenso darum, sie

Ebd., S. 20<sup>3</sup>

<sup>4</sup> Peter Sloterdijk:  
Du musst dein Leben ändern.  
Über Anthropotechnik, Berlin 2009  
<sup>5</sup> Ebd., S. 74ff.



nicht der Gesellschaft zu entziehen. Inklusion ist keine Einbahnstraße, wir sind einfach aufeinander angewiesen.

Als Alternative zu der Eskalation von Mengenwachstum pro Zeiteinheit empfiehlt Rosa das Gewährwerden der Resonanz als Quelle von Individualisierung und Zugehörigkeit. Obwohl wir heute den größten Teil unseres Lebens damit zubringen, die Ressourcen und Optionen zu schaffen, die uns womöglich erlauben werden, unsere Ziele in ferner Zukunft zu verwirklichen, wird die Entwicklung des Menschen weit mehr von Resonanzprozessen gefördert. In Anbetracht der einseitigen Ressourcenorientierung fragt Rosa daher lapidar: „Aber wann [...] leben wir?“

**Warum ist Resonanz so wichtig für den Menschen?** Der Mensch ist höchstwahrscheinlich das einzige Lebewesen auf Erden, das um seine individuelle Sterblichkeit weiß. Jeder, der einen Augenblick innehält und sich klarmacht: „Ich werde sterben“, weiß um die Wucht dieser Zumutung. Es ist der Wurm in unserem Herzen. So nennen die Autoren das Wissen um die eigene Sterblichkeit in ihrem Buchtitel<sup>6</sup>. In zahllosen interessanten soziologischen Experimenten und Untersuchungen zeigen sie, wie dieses Wissen unser ganzes Verhältnis zur Welt prägt. Dabei spielen zwei Dinge eine besondere Rolle bei der Bewältigung der Furcht: die Geborgenheit in einer Kultur sowie das Gefühl des Einzelnen, ein bedeutungsvolles Leben zu führen.

*Zum einen sind wir Menschen im hohen Maße darauf aus, unsere Selbstachtung und unser Selbstwertgefühl zu schützen. Zum anderen verlangt es uns massiv danach, die Überlegenheit der Gruppe, der wir selbst angehören, über andere Gruppen*

*sicherzustellen. [...] Plötzlich sahen wir eine Möglichkeit zu verstehen, warum wir so verzweifelt nach Selbstachtung gieren und warum wir Menschen, die anders sind als wir, fürchten, ablehnen und manchmal sogar zu vernichten suchen.*<sup>7</sup>

Gerade in jüngster Zeit wundert man sich über die Radikalität, mit der Gruppierungen sich bekämpfen, die sich religiös, politisch oder kulturell voneinander unterscheiden. Das „Recht-haben-Wollen“, das „Den-anderen-ins-Unrecht-Setzen“ wird von verschiedensten Wutbürger-Gruppierungen als quasi existentielle Auseinandersetzung in einer offensichtlichen Maßlosigkeit geführt, die in keinem Verhältnis zum jeweiligen Gegenstand steht. Ein Schlüssel zum Verständnis kann die im Buch beschriebene „Terror-Management-Theorie“ sein, die typischen Reaktionsmuster, wie sie Menschen im Umgang mit Todesangst und dem Bewusstsein der eigenen Sterblichkeit zeigen. Vor diesem Hintergrund versteht man auch eher die Heftigkeit von Auseinandersetzungen im Kleinen, in Kollegien oder etwa zwischen Inklusionsbefürwortern und -gegnern ...

Wir können die Erkenntnisse dieser beiden interessanten Neuerscheinungen als Aufgabenstellung verstehen und ins Positive wenden. Die Frage hieße dann: Wie können wir Lebenszusammenhänge so gestalten, dass sich die Menschen in Gemeinschaften gegenseitig so bestätigen, dass sie Selbstachtung durch Wahrnehmung und Anerkennung gewinnen und ihrerseits den anderen achten? Wie können sich solche Gemeinschaften bilden, ohne andere Gemeinschaften herabzusetzen? Und schließlich, wie können viele Gemeinschaften in gegenseitiger Anerkennung leben und so Gesellschaft bilden?

Können wir Schule so gestalten, dass sie für die Kinder und Jugendlichen volle gemeinschaftliche und gesellschaftliche Zugehörigkeit ermöglicht? Das ist eine

Sheldon Solomon, Jeff Greeberg, Tom Pyszczynski:<sup>6</sup>

Der Wurm in unserem Herzen.

Wie das Wissen um die Sterblichkeit unser Leben beeinflusst, München 2016

Ebd., S. 9<sup>7</sup>

zentrale Frage jeder Pädagogik, die ausschließende Tendenzen vermeiden will. Man kann dieses Problem aus der Sicht der bestehenden und noch zu entwickelnden Institutionen betrachten, man muss sie als gesellschaftlich-rechtliche Aufgabe beschreiben, der Ausgangspunkt sollte aber immer der einzelne Schüler, die Schülerin sein. Können wir so auf das Kind und den Jugendlichen blicken, dass wir sein Sosein erfassen und anerkennen und aus der Entwicklungsperspektive das je angemessene Angebot gestalten und wählen?

**Es geht also um die Schule als Resonanzraum und die Orientierung am einzelnen Kind.** Hartmut Rosa belässt es aber nicht bei interessanten akademisch-soziologischen Überlegungen. Richtig spannend wird es für Waldorfpädagoginnen und -Pädagogen im Kapitel *Die Grundelemente menschlicher Weltbeziehung*. Hier geht es unter anderem um Atmen, Essen und Trinken, Stimme, Blick und Antlitz, Gehen, Stehen und Schlafen. Anregungen zu pädagogisch konkreten Handlungen können im Text gewonnen werden, die sich sehr gut an die Sinneslehre und die Lebensprozesse anschließen lassen, wie sie Rudolf Steiner als eine wesentliche Grundlage der Pädagogik entwickelt. Und umgekehrt zeigt sich einmal mehr die vortreffliche Eignung der Waldorfpädagogik als einer Pädagogik des verwirklichten Weltbezugs!

Vor dem Hintergrund der auch in der Waldorfpädagogik gewachsenen Vielfalt an Schul-Individualitäten stellt sich heute die Frage: Wie und wo findet das einzelne Kind die geeigneten Mittel und Wege, um durch Resonanz in seiner Lebenswirklichkeit zu sich selbst zu finden? Eine inklusive Unterrichtung von Kindern mit verschiedensten Voraussetzungen ist nur möglich, wenn man eine radikale Umkehr zur Orientierung an der Entwicklung des einzelnen Kindes als Individualität vornimmt.

Vor diesem Problem stehen heute alle Lehrerinnen und Lehrer. Besonders an heilpädagogischen Schulen üben sie sich

täglich darin, weil sie häufig Kinder mit extrem unterschiedlichen Voraussetzungen – etwa was die körperliche Leistungsfähigkeit oder das Vorstellungs- und Sprachvermögen angeht – in einer Klasse unterrichten. Angesichts der Vielfalt in allen (Waldorf-)Schulklassen muss sich die Hinwendung zum Einzelnen zunehmend mit heilpädagogischem Verständnis verbinden. Wenn Integration oder künftig gar Inklusion gelingt, ist sie für alle Kinder der Klasse von unschätzbarem Wert.

Die neue Sicht auf eine inklusive Bildung ist auch eine Herausforderung für die Lehrerbildung. Will man die ohnehin oft überlasteten Lehrerinnen und Lehrer nicht zusätzlich durch unerfüllbare Aufgaben belasten, müssen neue Wege der Kooperation zwischen Heilpädagogen und Waldorflehrern gefunden und besritten werden. Das Gespräch zwischen und die Zusammenarbeit von Waldorflehrern und Heilpädagogen ist unabdingbare Voraussetzung, um die Fruchtbarkeit der Verbindung der pädagogischen mit der heilpädagogischen Geste in der Begegnung mit dem Kind wirksam werden zu lassen.

Bei den bisher gemachten Erfahrungen wurde auch deutlich, dass man die weitere Entwicklung mit großer Wachsamkeit begleiten muss, damit der Paradigmenwechsel nicht zulasten der Kinder geht und nicht vorwiegend dazu missbraucht wird, dem Bildungswesen für Kinder mit Hilfebedarf die finanziellen Mittel zu entziehen.

So sinnvoll die Betonung des Rechtsstatus des Menschen mit Behinderung, wie sie die *UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen* vornimmt, auch ist, so wäre die Beschränkung auf die vorwiegend rechtliche Ebene auch einseitig. Mitarbeitende, Lehrerinnen und Lehrer in der Heilpädagogik sehen sich heute in ihrem Tun dadurch oft hinterfragt.

Die Entwicklung von inklusiven Schulen ist die Herausforderung unserer Zeit. Jedes Kind, das hier seinen Platz finden und eine



ihm gerecht werdende Bildung erfahren kann, sollte diese Möglichkeit bekommen. Es wäre aber ein quasi ideologisches Vorgehen, wenn man für *alle* Kinder nur *eine* Form gelten lassen wollte. Wir müssen vielmehr fragen: Wo findet das jeweilige Kind die Menschen, den Ort und die (Heil-) Pädagogik, die ihm hilft, seine Weltbeziehung zu entwickeln und zu leben? Wie können Menschen mit Behinderung so wahrgenommen werden, dass sie zu „überzeugenden Dozenten der *conditio humana*“ und wir gemeinsam tatsächlich zu „übenden Wesen“ werden können? Ort kann die inklusive Schule mit Binnendifferenzierung sein, es kann aber auch eine kleine, heilpädagogisch ausgerichtete Klasse sein, die dem Kind den dazu individuell nötigen Schutzraum bietet, wenn sie sich gesellschaftlich öffnet.

Um dem einzelnen Kind in dem ihm zugehörigen Umkreis gerecht zu werden, braucht es eine große Vielfalt und das intensive Bemühen der Eltern, den bestmöglichen Ort für ihr Kind zu finden. Die auf der Grundlage der Waldorfpädagogik arbeitenden Schulen müssen durch verstärkte gegenseitige Wahrnehmung und Zusammenarbeit durchlässiger werden, sich selber als Teil eines durchgehenden Kontinuums verstehen und auch als solches wahrnehmbar werden. Die allen gemeinsame menschenkundlich-pädagogische Quelle bietet eine einmalige Chance für ein inklusives, binnendifferenziertes Bildungswesen – wenn man sich ihrer bewusst wird und daran arbeitet.

**Ob Inklusion gelingt oder nicht, entscheidet sich letztlich in der individuellen Begegnung von Ich zu Ich.** Wie kann man diese üben und vertiefen?

Es geht um das Gewährwerden des Wesens des anderen Menschen. Alle Menschen, besonders aber Kinder mit einer sogenannten geistigen Behinderung, waren und sind auf andere Menschen angewiesen, die sie in ihrem Sosein sehen, annehmen und in ihrer Entwicklung begleiten. Es handelt

sich um jene Resonanzprozesse, wie sie Rosa in seinem Buch beschreibt. Jede Lehrerin und jeder Lehrer, besonders diejenigen mit heilpädagogisch geschultem Blick, üben sich darin, Kinder möglichst unvoreingenommen wahrzunehmen und aus dieser Wahrnehmung heraus pädagogische und gegebenenfalls therapeutische Intuitionen zu entwickeln. Heilpädagogik auf anthroposophischer Grundlage ist für das Erüben dieses Wahrnehmens und intuitiven Handelns eine besonders geeignete Methode. Anthroposophie will helfen, den anderen in seinem Wesen wahrzunehmen und anzuerkennen.

Wollen wir in der herausfordernden Fragestellung nach Inklusion urteilsfähig werden, müssen wir also Schichtenurteile bilden und die gesellschaftliche, die politische, die schul- und menschenrechtliche, die menschenkundliche und die methodisch-didaktische Ebene unterscheiden. So wird es in den kommenden Jahren darum gehen, weitere Erfahrungen zu sammeln, ob und wie durch Inklusion das einzelne Kind in der zu ihm passenden Umgebung seine ihm gerecht werdende Bildung erhält. Ein vielfältiges Angebot von Schul- und Gemeinschaftsformen ist dabei unverzichtbar für die individuellen Wege von Kindern mit und ohne Behinderungen.

*Dieser Text erschien in PUNKT UND KREIS 4/2016.*

## II. WELCHER GEIST LEBT IN DER UN-KONVENTION ÜBER DIE RECHTE VON MENSCHEN MIT BEHINDERUNGEN?

Mit achtzehn Jahren, 1973, begann ich eine Ausbildung zum Psychiatriepfleger in der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel. Nach kurzer Zeit wurde ich von *Männer B*, einer Altersabteilung, nach *Männer F* strafversetzt, weil ich in einer Hauszeitschrift, die wir gegründet hatten, über die Zustände innerhalb dieser Klinik geschrieben hatte – das schätzten die Verantwortlichen nicht sehr.

*Männer F*, eine sogenannte Oligophrenen-Station, wurde auch „das Sibirien der Klinik“ genannt: ein Schlafsaal mit circa 25 Patienten, Bett, Topfstuhl, Bett, Topfstuhl, auf 1,80 m hochgefließt, damit man im Notfall mit dem Schlauch sauber machen konnte. Zwei dieser Patienten habe ich noch besonders in Erinnerung: Der eine war groß und dünn, mit einem turmartigen Schädel, der andere eher klein und rundlich. Sie erinnerten ein wenig an Don Quichotte und Sancho Pansa. Die beiden verbrachten im Wesentlichen die Zeit im Bett, fixiert mit Fixationsbändern an den Hand- und Fußgelenken. Sie sprachen nicht, sie kamen oft in Erregungszustände und machten dann auch Dinge kaputt oder schmierten mit ihrem Kot.

Nach ein paar Tagen passierte etwas ganz Erstaunliches. Zwei junge Heilpädagoginnen kamen auf die Station, nahmen die beiden aus den Betten auf, erfrischten sie ein wenig, kleideten sie an, und plötzlich standen diese zwei Patienten als aufrechte, angekleidete Menschen vor mir. Sie hängten sich mit ihren Armen von sich aus links und rechts bei den Damen ein und verschwanden in Richtung der Ergotherapie.

Ich hatte damals exemplarisch etwas erlebt, was an den Buchstaben e) in der Präambel der UN-Konvention über die Rechte

von Menschen mit Behinderungen erinnert. Da heißt es nämlich:

[...] in der Erkenntnis, dass das Verständnis von Behinderung sich ständig weiterentwickelt und dass Behinderung aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren entsteht, die sie an der vollen wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern [...]

Nehmen wir nun dieses Beispiel: Da sind zwei schwer geistig behinderte Menschen – das ist ihre Beeinträchtigung –, aber die eigentliche Behinderung, die sie in dieser menschenunwürdigen Situation beinahe unmenschlich erscheinen ließ, das waren die umwelt- und einstellungsbedingten Faktoren.

### DER BLICK AUF DEN MENSCHEN MIT BEHINDERUNG

Die Art, wie wir auf einen Menschen blicken, schafft also einen wesentlichen Teil seiner Daseinsrealität. Aber auch die Art und Weise, wie gesellschaftlich auf Behinderung geblickt wird, ist für das Leben von Menschen mit Behinderungen von entscheidender Bedeutung.

Stand früher oft eine Betrachtung im Vordergrund, die Behinderung als „Defekt“ ansah, der, wenn möglich, durch „Reparatur“ oder Therapie zu beseitigen war, so hat sich der Blick in den vergangenen Jahren radikal verändert. Behinderung wird nun zunehmend als Soseins-Form, als individuelle Variation des Menschseins gesehen.

Folgerichtig wird danach gefragt, welchen Beitrag Menschen mit Behinderungen durch ihre je individuellen Lebenserfahrungen und ihr Welterleben zur Vielfalt der Gesellschaft leisten können. Dieser Beitrag wird zunehmend geschätzt. Die Menschheit wäre ärmer ohne ihn!

Herrschte in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg bis etwa in die 1960er Jahre das medizinisch-kurative Menschenbild vor, das Behinderung generell als eine Art von Krankheit ansah, der man mit den Mitteln der Medizin und der Psychiatrie begegnete, wurde dieses dann bis in die 1990er Jahre vom pädagogisch-optimistischen Menschenbild abgelöst, das auf Veränderung durch pädagogisch-therapeutische Maßnahmen hoffte. Seit den 1990er Jahren setzt sich zunehmend das integrativ-inklusive Menschenbild durch, das Menschen mit Behinderungen schlicht in ihrer je eigenen Seinsform anerkennt und als dazugehörig versteht. Eine besondere Verstärkung erfährt dieser Veränderungsprozess durch die Ratifizierung der *UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen* durch die Bundesregierung am 26. März 2009. Der Paradigmenwechsel hat nun eine verbindliche rechtliche Grundlage.

#### DER GEIST, DER IN DER UN-KONVENTION LEBT

Wenn man sich mit der UN-Konvention beschäftigt, so fällt ein allgemeinemenschlicher, fortschrittlicher, idealistischer Duktus dieses Völkerrechtsvertrages auf, der den wachen Zeitgenossen unmittelbar ansprechen und begeistern kann. Das kommt nicht von ungefähr. Die Konvention ist keine Spezialkonvention, sondern konkretisiert und präzisiert lediglich den Menschenrechtsschutz, der allen Menschen zusteht, durch eine besondere Konvention aber betont für die auch heute oft noch unsichtbare Minderheit der Menschen mit Behinderungen.

Die Grundlage aller UN-Konventionen, *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit*, findet sich wieder im Dreiklang der Konvention

(assistierte) *Autonomie, Barrierefreiheit und Inklusion*. Autonom bin ich dann, wenn ich in der Lage bin, mir selbst zu folgen. Voraussetzung dafür ist nun einerseits die mir dazu gewährte gesellschaftliche Freiheit, andererseits die Möglichkeit – wenn nötig assistiert –, aus einer Überschau über die Verhältnisse die Freiheit auch zu nutzen. Barrieren sorgen für Ungleichheit; da, wo sie abgebaut werden, wird Gleichheit möglich. Durch Inklusion schließlich wird Brüderlichkeit verwirklicht.

Rund 700 Millionen Menschen, circa 10% der Weltbevölkerung, sind behindert. Die Menschenrechte, die die drei großen Ideale der Französischen Revolution beinhalten, gelten per Definition für *alle* Menschen. Dass sie in der Realität längst nicht immer verwirklicht werden, ist Tatsache; das Streben aber muss in diese Richtung gehen. In der Konvention wird nun danach gefragt, welche Bedingungen erfüllt sein müssen und welche Änderungen der Praxis notwendig sind, um die Menschenrechte für die „größte Minderheit“ der Menschheit zu realisieren.

Barrierefreiheit bedeutet zunächst das Abbauen von Hindernissen wie etwa Stufen, die den Rollstuhlfahrer behindern, ihm den Zugang zu einem Ort verbauen und dadurch Ungleichheit herstellen. Darüber hinaus meint Barrierefreiheit aber noch etwas wesentlich Weitergehendes, was auch an der Definition des Behinderungsbegriffes in der Präambel der Konvention deutlich wird. Dort heißt es – wie oben bereits erwähnt – unter Buchstabe e):

[...] in der Erkenntnis, dass das Verständnis von Behinderung sich ständig weiterentwickelt und dass Behinderung aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren entsteht, die sie an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern [...]

Die Bedeutung dieses Teilsatzes kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden! Behinderung wird nicht mehr als nur eine dem Menschen anhaftende Eigenschaft gesehen, sondern auch als Beziehungsphänomen. Durch die Interaktion können also Menschen, besonders auch mit sogenannter geistiger Behinderung, überhaupt erst behindert werden – und daher eben auch in der Begegnung, durch die Begegnung enthindert werden.

Ob Menschenrechte im Alltag wirksam werden, entscheidet sich in der Begegnung von Mensch zu Mensch. Die entscheidenden Barrieren, die eine Beeinträchtigung überhaupt erst zur eigentlichen Behinderung werden lassen, liegen zu einem großen Teil im Bewusstsein der Mitmenschen.

Gleichheit vor dem Recht bedeutet, dass die Rechte (und Pflichten) uneingeschränkt für alle Menschen gelten. Damit diese Gleichheit aber verwirklicht wird, bedarf es der Schaffung des Rechtsortes für den anderen Menschen in der Begegnung. Die Menschen sind nicht gleich. Die Gleichheit kann nur in der Anerkennung der individuellen Verschiedenheit bestehen, weil dahinter die jedem Menschen eigene Individualität steht. Wenn ich den anderen als solche gewahre, nehme ich ihn als den unverwechselbaren Einen wahr, der sich von allen anderen unterscheidet, also gerade *nicht* gleich ist. Im Akt der Anerkennung des anderen als Individualität aber liegt die Gleichheit, indem ich *alle* Menschen als Individualitäten anerkenne.

#### RECHT AUF BILDUNG OHNE DISKRIMINIERUNG

In Artikel 24, Abs. 1 heißt es unter anderem:

*Die Vertragsstaaten anerkennen das Recht von Menschen mit Behinderungen auf Bildung. Um dieses Recht ohne Diskriminierung und auf der Grundlage der Chancengleichheit zu verwirklichen, gewährleisten die Vertragsstaaten ein*

*inklusives<sup>8</sup> Bildungssystem auf allen Ebenen und lebenslanges Lernen [...].*

Eine grundlegende Bedeutung für die möglichst weitgehende Verwirklichung der Ideale der Menschenwürde – Brüderlichkeit, Gleichheit und Freiheit – kommt der Schule zu. Basis der schulischen Heilpädagogik auf anthroposophischer Grundlage ist die Waldorfpädagogik. Sie wiederum ist als Teil einer sozialen und politischen Bewegung entstanden, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts die drei Ideale der Französischen Revolution in die Lebensrealität zu tragen versuchte.

Wie können die heutigen Schulformen so weiterentwickelt werden, dass das einzelne Kind darin unterstützt wird, die geeigneten Mittel und Wege zu finden, um in seiner Lebenswirklichkeit sich künftig selbstbestimmt und gleichberechtigt zu entfalten und seinen Beitrag zum Ganzen leisten zu können?

#### IDEALE DER UN-KONVENTION UND ANTHROPOSOPHISCHES SOZIALWESEN

Muss man für den Rechtsanspruch auf den ideellen Dreiklang *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* behindert sein? Nein! Das wäre positive Diskriminierung. Eine Entwicklung, die ihn für den Menschen mit Assistenzbedarf fordern würde und gleichzeitig den assistierenden Mitarbeiter zum lohnabhängigen Befehlsempfänger degradierte, wäre ein Widerspruch in sich.

Anderen zur – graduellen – Freiheit verhelfen kann nur, wer sich selber auf diesen Weg begibt. Wenn es uns wirklich ernst ist mit der Durchsetzung der drei Ideale für Menschen mit Behinderungen als eigenständige Persönlichkeiten, dann muss es uns selbstverständlich auch ernst sein

<sup>8</sup> In der deutschen Schattenübersetzung steht an diesen Stellen *integrativ*, im rechtsverbindlichen englischen Original *inclusive*; daher verwende ich, um Missverständnisse zu vermeiden, durchgängig das Wort *inklusiv*.



damit für Menschen ohne ausgesprochene Behinderung. Das Prinzip der kollegialen Selbstverwaltung einer Einrichtung wäre dann aktueller denn je!

Seit jeher waren die Ideale, die die UN-Konvention proklamiert, leitend für die anthroposophische Heilpädagogik, Sozialtherapie und soziale Arbeit. Was waren die ersten Dorfgemeinschaften, in denen Menschen mit und ohne Behinderungen auf Augenhöhe zusammengelebt haben, anderes als ein damals revolutionärer Versuch, Teilhabe und Inklusion, wie sie in Artikel 19 gefordert sind, – wenn auch zunächst im Kleinen – zu verwirklichen? Was ist die seit vielen Jahrzehnten in heilpädagogischen Heimen und heilpädagogischen Schulen praktizierte, an der allgemeinen Waldorfpädagogik orientierte Erziehung und Bildung anderes als eine Verwirklichung des Rechtes auf Bildung, das in Artikel 24 – hier nun allerdings als inklusive Bildung – gefordert wird?

Und wie früh schon wurde die Bedeutung der Arbeit, das Recht auf Arbeit für den Menschen – siehe Artikel 27 – erkannt und wurden mit großem Ideenreichtum Arbeitsplätze auch für Menschen mit schweren Behinderungen geschaffen. (Alle diese Beispiele gelten natürlich längst weit über den anthroposophisch orientierten Rahmen hinaus!)

#### NEUE GESELLSCHAFTLICHE ÖFFNUNG UND TEILHABE

Hier liegt die eigentliche Herausforderung. Auf diesem Felde sind in der Arbeit mit Erwachsenen gerade in den letzten Jahren viele Übergangsformen geschaffen worden wie Stadtgemeinschaften, Trainings- und Paarwohnen, ambulant betreutes Wohnen und Leben etc. Die *UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen* bietet die einmalige Chance, über schematische Polarisierungen wie „ambulant oder stationär“ hinauszukommen. Die Frage wäre dann ganz einfach zu stellen: Welche Wohnform, welche Bildungsform, welcher

Arbeitszusammenhang ermöglicht dir, dem je einzelnen Menschen mit Behinderung, deine auf den Menschenrechten gründenden Teilhaberechte möglichst weitgehend zu realisieren?

Selbstverantwortete Lebensgestaltung setzt Vielfalt und flexiblen Umgang mit den Möglichkeiten voraus und das Schaffen neuer, noch nicht da gewesener Formen. Wenn jede Mitarbeiterin, jeder Mitarbeiter – sei es am Wohnort oder am Arbeitsplatz –, jede Lehrerin, jeder Lehrer in der Schule sich fragt: „Wie kann ich meine Arbeit mit dem Kind, mit dem Erwachsenen so gestalten, dass die Achtung vor jedem Menschen als eigenständige Persönlichkeit und die drei Ideale ein Stück mehr, ein wenig besser verwirklicht werden?“, kann neue Motivation für die Arbeit entstehen.

Welch starkes, motivierendes Ideal: Menschen mit Behinderungen, Angehörige, Lehrende und Mitarbeitende werden durch die graduelle Verwirklichung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu Kämpfern für die Menschenrechte und können so zu einer Humanisierung der gesamten Gesellschaft beitragen!

Ist also alles in Ordnung und nur Jubelstimmung angesagt? Sicher nicht. Die anthroposophische Heilpädagogik, Sozialtherapie und soziale Arbeit steht in großen, umwälzenden Herausforderungen. Aber sie nimmt sie an, indem sie immer neu das Gleichgewicht zwischen guten gewachsenen Traditionen und neuen Entwicklungen sucht.



### III. BEHINDERUNG ALS BEDINGUNG DER WESEN OFFENBARUNG



Der Blick auf den anderen Menschen hat den Charakter einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung. Wir wissen aus der neueren Physik, dass das Beobachten das Beobachtete verändert. Ganz ähnlich ist es beim Blick auf den Mitmenschen. Ein sprechendes Beispiel ist der sich wandelnde Blick auf Menschen mit Behinderungen.

Die neue Definition von Behinderung aus der *UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen* macht das deutlich.<sup>9</sup> Behinderung wird – wie weiter oben ausgeführt – verstanden als Resultat der Interaktion zwischen einer Beeinträchtigung und umwelt- und einstellungsbedingten Barrieren und nicht als dem Einzelnen anhaftende Eigenschaft. Es ist der vorläufige Höhepunkt einer paradigmatischen Entwicklung, die Diskriminierung und Stigmatisierung einer Gruppe von Menschen zu vermeiden sucht, und als solcher natürlich von großer Bedeutung.

Gleichzeitig ist es aber auch fragwürdig, wenn diese Bemühung – wie man teilweise beobachten kann – dahin geht, Behinderung gewissermaßen auszublenden, zu übersehen, nach dem Motto: „Wenn ich nicht genau hinschaue, sehe ich gar nicht, dass du eine Behinderung hast, und kann dich daher voll akzeptieren ...“

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass bekannte Persönlichkeiten mit Behinderungen sich gegen diese Tendenz wehren. Der Kulturwissenschaftler und Schauspieler Peter Radtke etwa, der eine Glasknochenkrankheit und damit einen ganz zarten, zerbrechlichen kleinen Körper hat, schilderte auf einer Tagung, die wir zusammen in Hamburg bestritten, dass die Leute zu ihm öfter sagen, er sei ein kluger Kopf und seinen behinderten

Körper brauchte er eigentlich gar nicht. Dem widerspricht er heftig und macht deutlich, dass er auch deshalb als Schauspieler auf die Bühne geht, um als ganzer Mensch wahrgenommen zu werden. Der schwer körperbehinderte Autor Fredi Saal, dem öfter unterstellt wurde, doch sicher lieber keine Behinderung haben zu wollen, fragt in seinem Buchtitel lapidar: „Warum sollte ich jemand anderer sein wollen?“ Und Christian Judith von selbstbestimmt leben e.V. verwahrte sich anlässlich eines Ethikforums dagegen, dass er bei entsprechenden Möglichkeiten doch sicher gerne pränatal therapiert worden wäre, wenn er dadurch ohne Behinderung auf die Welt hätte kommen können. Er sei der, der er sei, weil er so sei, wie er sei. Seine Behinderung sei Teil seines Soseins und ohne die Behinderung wäre er nicht er.

Diese Menschen erleben offensichtlich ihre Konstitution als Ausdruck ihrer selbst und fordern ihre Mitmenschen auf, ihnen nicht trotz, sondern mit ihrer Behinderung vorurteilsfrei zu begegnen und sie als die, die sie sind, wahrzunehmen und anzuerkennen.

Neben dieser individuellen Erkenntnis in der Begegnung mit Menschen mit Behinderungen gibt es aber auch eine allgemeinemenschliche Erkenntnis zu gewinnen.

#### METAMORPHOSE

Im zwölften Vortrag des Heilpädagogischen Kurses von Rudolf Steiner wird auf eine im Zusammenhang mit dieser Frage

<sup>9</sup> Gesetz zu dem Übereinkommen der Vereinten Nationen vom 13. Dezember 2006 über die Rechte von Menschen mit Behinderungen sowie zu dem Fakultativprotokoll vom 13. Dezember 2006 zum Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen: Bundesgesetzblatt Jahrgang 2008 Teil II Nr. 35, ausgegeben zu Bonn am 31. Dezember 2008, 1419. [http://www.un.org/Depts/german/ueber\\_einkommen/ar61106-dbgbl.pdf](http://www.un.org/Depts/german/ueber_einkommen/ar61106-dbgbl.pdf)



außerordentlich interessante Tatsache aus Goethes naturwissenschaftlichen Forschungen aufmerksam gemacht.

Goethe steht als Beobachter der Pflanzenwelt gegenüber und sucht nach einem Grundprinzip, wonach diese aufgebaut und also in ihrer verwirrenden Vielfalt der Erscheinungen zu verstehen wäre. Er sucht lange vergebens nach einem Ur-Prinzip, das bei aller Vielfalt der Pflanzenwelt die Ähnlichkeit der Gestalten verstehbar machen könnte. Dann – auf seiner berühmten Italienreise – stößt er auf eine sogenannte „Missbildung“, auf die durchgewachsene Rose. Hier zeigt eine Rose eine Blüte, aus deren Mitte wiederum ein Stängel wächst (daher „durchwachsen“) und gleichsam auf der zweiten Etage wieder Blätter und – wenn auch unvollkommen – Knospen bildet.

Durch dieses Organwachstum am falschen Ort schaut Goethe gewissermaßen das allen Pflanzen zugrunde liegende Prinzip, die Ur-Pflanze! Durch das Auftreten eines Formprinzips an ganz ungewohnter Stelle wird Goethe auf das Prinzip an sich aufmerksam, nämlich den Gestaltwandel (Metamorphose) in Ausbreitung und Zusammenziehung. Und so schreibt er unter dem 17.5.1808 in sein Tagebuch *Über Metamorphose*, sie sei „Systole und Diastole des Weltgeistes, aus jener geht die Spezifikation hervor, aus dieser das Fortgehen ins Unendliche“.<sup>10</sup>

Rudolf Steiner formuliert in diesem Zusammenhang im Heilpädagogischen Kurs:

*Goethe sah mit einer besonderen Freude hin auf dasjenige, was bei Pflanzen an Missbildungen entsteht. Und es gehören zu den interessantesten Artikeln, die man bei Goethe finden kann, diejenigen, die von*

*diesen Missbildungen handeln, wo irgend ein Organ an der Pflanze, das man gewohnt ist, sonst in einer bestimmten, sogenannten normalen Form zu finden, entweder mit der Größe über die Norm hinauswächst, oder wie es sich abnorm gliedert, wie es zuweilen sogar Organe her austreibt, die normalerweise an einer anderen Stelle stehen und so weiter. Gerade darin, dass sich die Pflanze in solchen Missbildungen äußern kann, sieht Goethe die besten Anhaltspunkte, um auf die eigentliche Idee der Urpflanze zu kommen. Denn er weiß, dass sich dasjenige, was hinter der Pflanze als Idee steckt, gerade in solchen Missbildungen besonders zeigt; sodass, wenn wir in einer Reihe von Beobachtungen an Pflanzen sehen würden, wie die Wurzel in Missbildungen verfallen kann, wie das Blatt, der Stängel, die Blüte, wie auch die Früchte missgebildet sein können – natürlich muss man das an einer Reihe von Pflanzen sehen – so würden wir aus dem Zusammenschauen der Missbildungen die Urpflanze geradezu heraus schauen können.<sup>11</sup>*

Steiner führt es zwar nicht explizit aus, bietet aber an, hier nun die Entsprechung zum Menschen zu suchen, indem er fortfährt:

*Und so ist es im Grunde genommen bei allem Lebenden, auch bei dem im Geiste Lebenden. Wir kommen immer mehr darauf, dass dasjenige, was hinter dem Menschengeschlecht lebt und sich in Abnormitäten äußert, dass das die eigentliche Geistigkeit im Menschengeschlecht nach außen offenbart.<sup>12</sup>*

Bernd Witte u.a. (Hg.):<sup>10</sup>

Goethe Handbuch, Band 4/2,

Stuttgart 1998, S. 700ff.

Rudolf Steiner:<sup>11</sup>

Heilpädagogischer Kursus, 12.

Vortrag (1924), Dornach<sup>5</sup> 1975, S. 178ff.

Ebd., S. 179<sup>12</sup>



## EINE LEBENSERFAHRUNG

Dieser Anregung folgend komme ich nun zur eigentlichen Hypothese meiner Ausführung, die ich im Weiteren zu stützen versuchen werde. **Könnte es sein, dass uns der Blick auf die verschiedenen Erscheinungen von Behinderungen beim Menschen bei entsprechender Betrachtung zur Idee des Ur-Menschen führt?!** Worin bestünde dieses Ur-Prinzip, was wäre vergleichbar mit der Ur-Pflanze und inwiefern würde es sich von dieser unterscheiden? Man kann vielleicht ahnen, welche Dimension ein solcher Blick auf Behinderung haben könnte.

Bevor ich dieser Frage vertiefend nachgehe, möchte ich eine Lebenserfahrung einfügen: Die Vermutung, dass in der Begegnung mit Menschen mit Behinderungen, besonders bei jenen Menschen, die man heute noch immer „geistig behindert“ nennt und die Rudolf Steiner „seelenpflegebedürftig“ nannte, Ur-Menschliches erlebbar wird, entspricht in einem hohen Maße meinem persönlichen Erleben.

**Begegnungen mit Menschen mit Behinderungen berühren mich fast immer existenziell.** Das, worum ich mich nicht behinderten Menschen gegenüber oft bemühen muss, ist für mich in der Begegnung mit ihnen unmittelbar gegeben: In mir wird eine Instanz aufgerufen, die mich aufmerksam macht, die mein Interesse weckt, die mich innerlich aufrichtet und eine Art seelisches Gleichgewichtsorgan in mir aktiviert. Nie sind diese Begegnungen langweilig, immer originell und einmalig. Andere Menschen, denen ich begegnet bin, – ich muss es gestehen – verwechsle ich öfter miteinander oder ich vergesse sie wieder; nicht so die Menschen mit Behinderungen. Bei ihnen fällt es mir nicht schwer, sie als einmalig zu gewahren, im Gegenteil! Noch nach vielen Jahren erkenne ich sie in der Regel wieder.

Das hängt vermutlich damit zusammen, dass jene oben genannte, in mir aufgerufene Instanz mir auch eine seelische

Grundgeste ermöglicht, die mir nicht behinderten Menschen gegenüber oft schwerer fällt: dem anderen Menschen in mir Raum zu geben, so dass er sich im Dialog, in der Begegnung mitteilen kann. **Es ist wie ein Üben in der Begegnung mit Menschen mit Behinderungen möglich, das dann auch die Begegnung mit nicht behinderten Menschen vertiefen kann: das Gewahren des anderen in seinem Sosein, das Gewährwerden des Wesens in seinen leiblich-seelischen Hüllen, das Gewährwerden der Idee in der Wirklichkeit!**<sup>13</sup>

Schon am Ende des vierten Vortrags des Heilpädagogischen Kurses macht Rudolf Steiner auf diesen Zusammenhang aufmerksam: „Wenn ein abnormes Symptom auftritt, so ist etwas da, das, geistig angesehen, näher dem Geistigen steht als dasjenige, was der Mensch in seinem gesunden Organismus tut.“<sup>14</sup> In diesem Zusammenhang nennt er Menschen mit Behinderungen auch „die eigentlich göttlichen Menschen“. Das ist nun in keiner Weise als sentimentale Überhöhung zu verstehen, sondern eben in dem Sinne, dass die Wirkungsprinzipien der Schöpfung, der Menschwerdung selbst, anschaulich werden.

Es ist das Prinzip von Polarität und Steigerung. Die Polarität Systole – Diastole (Zusammenziehung und Ausbreitung), in der sich die Metamorphose der Pflanze räumlich-zeitlich darlegt, finden wir am Organismus des Menschen leiblich anschaulich wieder, seelisch-geistig etwa bei der Schilderung des zentralen und peripheren Ichs zu Beginn des fünften Vortrags des Heilpädagogischen Kurses (siehe Seite 26).

<sup>13</sup> Siehe hierzu: Johannes Denger:

„Es quillt ein Bild heraus ...“ Vom Überwinden der Abstraktion in der Menschenbegegnung.

In: Roland Halfen, Andreas Neider (Hg.): Imagination. Das Erleben des schaffenden Geistes, Stuttgart 2002

<sup>14</sup> Rudolf Steiner: Heilpädagogischer Kursus, 4. Vortrag (1924), Dornach <sup>5</sup>1975, S. 75



#### DER MENSCH IST DER UNVOLLKOMMENE

Wir sind ausgegangen von der Frage nach der Erkenntnis, die sich im Blick auf Behinderungen offenbaren kann, und haben gesehen, dass am Extrem das Prinzip verstehbar wird. Die daraus zu gewinnende Einsicht lautet: Der Mensch ist der Imperfekte!<sup>15</sup> Wäre er perfekt, wäre seine Entwicklung abgeschlossen und Menschwerdung nicht weiter möglich.

Das Entwicklungs-offen-Sein im rhythmischen Schwingen zwischen Polaritäten ist die Grundbedingung der Steigerung individuell wie menschheitlich gesehen. **Es ist die Aufgabe des Menschen, zwischen den einseitigen Polen die Mitte, seine individuelle Mitte als ein labiles Gleichgewicht zu finden.** Gelingt ihm das (noch) nicht, tendiert er zu einem der Pole, so wird die einseitige Wirkungsweise dieses für die notwendige Entwicklungsspannung zuständigen Poles leiblich und/oder seelisch an ihm manifest und er bringt dieses Wirken in die Sichtbarkeit. Damit wird ein Wirkensprinzip anschaulich, das sonst durch die graduell erzeugte Harmonie der Mitte verborgen bliebe. Die Ur-Polarität etwa von Verdichtung und Auflösung, in die alle Menschen hineingestellt sind, wird so an der Konstitution, an Formen unter anderem von Behinderungen unmittelbar anschaulich.

#### WESEN UND ERSCHEINUNG

Abschließend möchte ich versuchen, die Polarität Wesen und Erscheinung durch eine innere Gedankenbewegung zur Steigerung zu führen. Ich ziehe dazu einen meditativ verdichteten Text C.F. von Weizsäckers heran, den dieser in Verarbeitung von Gedanken J.W. von Goethes geschrieben hat:<sup>16</sup>

**Unvergänglich ist das Wesen.**

**Das Wesen ist gegenwärtig in jeder seiner Erscheinungen.**

**Will die Erscheinung aber im Sein beharren, so hört sie auf, Erscheinung des Wesens zu sein; gerade dann zerfällt sie ins Nichts.**

**Das Vergängliche ist nur ein Gleichnis, denn das Wesen, das in ihm gegenwärtig ist, ist unvergänglich.**

**Aber nur in der Unzulänglichkeit des Vergänglichen ist uns das Wesen gegenwärtig; die Erfüllung unseres Seins ist, dass dieses Unzulängliche Ereignis wird.**

**Unvergänglich ist das Wesen.** Das Wesen ist reine Qualität. Es ist eine bestimmte Qualität, die an sich unabhängig ist von ihrer aktuellen Erscheinungsform, aber uns nur durch diese zur Erscheinung kommen kann. Die Erscheinungsformen können je unterschiedlich sein.

Aber: **Das Wesen ist gegenwärtig in jeder seiner Erscheinungen.** Ich nehme einen Menschen wahr. Durch seine Erscheinung offenbart sich mir sein Wesen. Abends stelle ich mir diesen Menschen so vor, wie ich ihn heute wahrgenommen habe. Dann lasse ich in meiner Vorstellung seine äußere Erscheinung weg. Ich stelle mir vor, wie er sich mir durch sein Fühlen, etwa seinen Umgang mit Sympathie und Antipathie, offenbart. Ich lasse sein Fühlen weg. Ich stelle mir vor, wie er sich mir durch die Art seines Denkens offenbart. Ich lasse sein Denken weg. Was bleibt, ist eine reine, unverwechselbare Qualität, die sich mir wohl durch seine leibliche, seine seelische und seine geistige Konstitution mitgeteilt hat, aber nicht an diese

Siehe hierzu: Johannes Denger:<sup>15</sup>

Rätsel Mensch. In: Holger Wilms (Hg.):

Die Mitte woanders. Leben und arbeiten mit außergewöhnlichen Menschen, Stuttgart 2008

Carl Friedrich v. Weizsäcker:<sup>16</sup>

Über einige Begriffe aus der Naturwissenschaft

Goethes. In: Derselbe: Die Tragweite der

Wissenschaft, Stuttgart 2006, S. 542

gebunden ist. In ähnlicher Weise, wenn auch selbstverständlich modifiziert, kann ich zur Wesensoffenbarung eines Tieres, einer Pflanze, eines Steines, ja, jeglicher Erscheinungsform in der Welt kommen.

„Wesen“ geht auf das althochdeutsche Wort *wesan* zurück, was unter anderem bedeutet *Sein*, *Aufenthalt*, als Verb *sein*, *sich aufhalten*, *dauern*, *geschehen*. Es gehört zur indogermanischen Wurzel \*ues-, *verweilen*, *wohnen*, *übernachten*. Das Wesen ist also dasjenige, was der Erscheinung inne- wohnt, was in ihr „übernachtet“! („Schläft ein Lied in allen Dingen ...“) So betrachtet sind wir alle Wohnorte, Aufenthaltsorte des Wesens.

Die Erscheinung aber ist vergänglich wie der Schlaf einer Nacht. *Will die Erscheinung aber im Sein beharren, so hört sie auf, Erscheinung des Wesens zu sein; gerade dann zerfällt sie ins Nichts.* Unser Beharren ist auf diesem Felde eine Quelle unermesslichen Leides! Ich beharre auf mir, so wie ich gestern war. Ich beharre auf dir, so wie du gestern warst, ich beharre auf deiner Behinderung. Die Wohnstatt des Wesens wird zum Gefängnis, zur Ruine und zerfällt. Es ist eine tragische Verwechslung, denn: *Das Vergängliche ist nur ein Gleichnis, denn das Wesen, das in ihm gegenwärtig ist, ist unvergänglich.* Das Wesen will wieder im Geiste erwachen, um in neue Erscheinung hineinzusinken. Immer wieder flüchtig, aber rhythmisch immer wiederkehrend ist es anwesend.

Als Menschen auf Erden sind wir auf die Erscheinung als Dolmetscher des Wesens angewiesen. Wir sollen sie nicht gering achten, offenbart sich doch durch sie das Wesen! *Aber nur in der Unzulänglichkeit des Vergänglichen ist uns das Wesen gegenwärtig; die Erfüllung unseres Seins ist, dass dieses Unzulängliche Ereignis wird.* Offenbare dich! Werde Ereignis! Anerkenne den anderen in seiner Offenbarung. Und: Wirf ihm die Unzulänglichkeit, die Behinderung nicht vor. Sie ist Bedingung seiner Wesensoffenbarung.

Neben Menschen, Steinen, Pflanzen und Tieren zeigen sich noch ganz andere Erscheinungen wesenhaft: zum Beispiel Institute, Arbeitszusammenhänge, Einrichtungen, Verbände, Familien, Partnerschaften. Man mache die Probe aufs Exempel und vollziehe den obigen Gedankengang so oder so ähnlich am eigenen Beispiel, auf dass das Unzulängliche Ereignis werde und sich das Wesen dadurch offenbaren kann.

Ich bin ausgegangen von der Fragestellung, ob aus der Wahrnehmung der Behinderung, der Unzulänglichkeit ein vertieftes Verständnis für den Menschen an sich zu gewinnen wäre. Auch wenn dieser Versuch in seiner Kürze und Beschränktheit der Fragestellung selbstverständlich nur im Ansatz gerecht werden kann und unzulänglich (sic!) bleiben muss, meine ich, diese Frage bejahen zu können. **Durch die Erkenntnis des Unzulänglichen als Bedingung der Erscheinung auf Erden schlechthin wird deutlich, dass der Unterschied zwischen Menschen mit und ohne ausgesprochene Behinderung kein grundsätzlicher, sondern allenfalls ein gradueller ist. Am Extrem wird lediglich das Prinzip deutlich. Ein wahrhaft inkludierender Gedanke!**

*Die Betrachtungen II und III sind ausführlicher nachzulesen in: Johannes Denger: Ändert euren Sinn! In: Ulrike Barth, Thomas Maschke: Inklusion – Vielfalt gestalten. Ein Praxisbuch, Stuttgart 2014.*

## IV. VON DER BEHINDERUNG DES DENKENS ÜBER MENSCHEN MIT BEHINDERUNG

Wie denken wir über Menschen mit Behinderung und welche Wirkung haben diese Denkgesten?

Das erkenntnistheoretische Grundproblem ist: Wann immer wir *über* etwas nachdenken, vollziehen wir die Subjekt-/Objektsplaltung, hier das denkende Subjekt, dort der Gegenstand, auf den sich mein Denken bezieht. „Jedes Gedachtsein bedeutet Herausgefallen sein aus dem Umgreifenden.“<sup>17</sup> Wir können gar nicht anders, als dieses Herausfallen, den Sündenfall, zu wiederholen, weil er zur Konstitution unseres Bewusstseins geworden ist.

„Das Erkennen schlägt die Wunde – und heilt sie“, so der Titel des Buches von Günther Dellbrügger über Hegels Kampf um die menschliche Intelligenz. Und Hegel formuliert sogar noch radikaler: „Das Erkennen heilt die Wunde, die es selber ist.“<sup>18</sup> Das ist ja auch der Grund, warum ich „Gott“ nicht wirklich denken kann: Indem ich das Allumfassende, das Umgreifende als Begriff fasse und mir als denkendem Subjekt gegenüberstelle, mache ich es notwendig klein, begrenze ich es, unterscheide ich es zumindest von mir als dem Denkenden.

Diese offensichtliche Behinderung unserer Erkenntnisconstitution, nämlich die Wirklichkeit nicht voll umgreifend erfassen zu können, ist gleichzeitig Grundvoraussetzung, um Selbstbewusstsein zu entwickeln. Am Gegenstand kommen wir zu Selbstbewusstsein im Verhältnis Ich – Welt.

Die Trennung von Ich und Welt, Subjekt und Objekt vollziehen wir durch die Trennung von Wahrnehmung und Begriff. Wahrnehmung und Begriff – man könnte auch sagen: Erscheinung und ihr innewohnende Gesetzmäßigkeit – sind eigentlich

eins in der Welt; sie werden nur durch das spezifisch menschliche Bewusstsein getrennt, um vom Menschen im Denkkakt wieder verbunden zu werden.

„Richtiges“, das heißt dem Gegenstand entsprechendes Denken heilt also tatsächlich die durch das Auseinanderreißen von Wahrnehmung und Begriff entstandene Wunde. „Da nur durch unser Subjekt dieses Ganze an der Stelle zwischen Wahrnehmung und Begriff zerschnitten erscheint, so ist in der Vereinigung dieser beiden auch die wahre Erkenntnis gegeben.“<sup>19</sup>

### WIR SONDERLINGE: INTEGRATION ALS ERKENNTNISPROBLEM

Auf eine weitere Spaltung durch das Denken macht uns Karl Jaspers aufmerksam:

*Jeder Gegenstand als bestimmter steht, wenn klar gedacht, immer in Bezug auf andere Gegenstände. Die Bestimmtheit bedeutet Unterscheidung des einen vom anderen. Noch wenn ich das Sein überhaupt denke, denke ich als Gegensatz das Nichts.*<sup>20</sup>

Das Sondern ist unsere Natur! Nicht nur sind wir als zu Selbstbewusstsein erwachte

<sup>17</sup> Karl Jaspers:

Einführung in die Philosophie, München 1971, S. 26

<sup>18</sup> Günther Dellbrügger: „Das Erkennen schlägt die Wunde – und heilt sie“. Hegels Kampf um die menschliche Intelligenz, Stuttgart 2000, S. 33

<sup>19</sup> Rudolf Steiner: Die Philosophie der Freiheit. Grundzüge einer modernen Weltanschauung, Dornach 1962, S. 169

<sup>20</sup> Karl Jaspers: Einführung in die Philosophie, München 1971, S. 26



Sonderlinge der Schöpfung, sondern wir sondern notwendig im Welterkennen, zum Beispiel „behindert“ von „nicht behindert“. Im Akt des Erkennens selbst liegt also eine segregierende, separierende Geste. Daher lautet meine These: Segregation und ihre Überwindung durch Integration sind in erster Linie ein Erkenntnisproblem: Wie verhindern wir, dass die notwendige Diskrimination, das Unterscheidungsvermögen, zur Diskriminierung, zur Benachteiligung wird?

Dass man den Mitmenschen zum Gegenstand, zum Objekt machen kann, dafür gibt es unzählige Beispiele im Alltag und in der Geschichte. Die Frage ist, ob es dem gegenüber ein spezifisches Menschenerkennen gibt, das uns zwischen Sache und Mensch unterscheiden lässt.

Rudolf Steiner macht uns tatsächlich auf einen grundlegenden Unterschied zwischen dem Wahrnehmen eines Menschen und dem Wahrnehmen irgendeines anderen Wahrnehmungsgegenstands in der Welt aufmerksam: Bei jedem anderen Wahrnehmungsgegenstand seien Wahrnehmung und Begriff eigentlich eins (siehe oben), beim Menschen selbst seien sie „... zunächst tatsächlich getrennt, um von ihm ebenso tatsächlich vereinigt zu werden“.<sup>21</sup>

*An dem Dinge der Außenwelt ist die Idee durch die Wahrnehmung bestimmt; wir haben das unsrige getan, wenn wir den Zusammenhang von Idee und Wahrnehmung erkannt haben. Beim Menschen ist das nicht so. Die Summe seines Daseins ist nicht ohne ihn selbst bestimmt; sein wahrer Begriff als sittlicher Mensch (freier Geist) ist mit dem Wahrnehmungsbilde „Mensch“ nicht im Voraus objektiv vereinigt, um bloß nachher durch die Erkenntnis festgestellt zu werden. Der Mensch muss selbsttätig seinen Begriff mit der*

*Wahrnehmung Mensch vereinigen. Begriff und Wahrnehmung decken sich hier nur, wenn sie der Mensch selbst zur Deckung bringt. Er kann es aber nur, wenn er den Begriff des freien Geistes, das ist seinen eigenen Begriff gefunden hat.*<sup>22</sup>

Mit anderen Worten: Wann immer ich als Erkennender in die Welt schaue, erkenne ich denkend Vollkommenheit im Sinne von Übereinstimmung von Wahrnehmung und Begriff – nur nicht beim Menschen. Die Unvollkommenheit, das (noch) nicht mit sich Übereinstimmen ist das typisch Menschliche, der Mensch ist der Behinderte der Schöpfung!

Die Lebenskunst besteht also darin, sich die Möglichkeit zur Gestaltung der eigenen Biographie bewusst zu machen und dann tätig zu werden. Es ist die Doppelnatur des Menschen, dass er immer einerseits im Sinne der Gattungszugehörigkeit schon Mensch ist und es andererseits gerade typisch menschlich ist, im Sinne des Individuums erst Mensch zu werden.

#### DER BEHINDERTE IST DER MENSCH

Gilt nun umgekehrt, je behinderter, desto menschlicher? In gewisser Weise ja. Warum? Nun, das ist einmal eine Erfahrungstatsache, das heißt im Zusammen sein erlebbar, zum anderen aber dadurch bedingt, dass das Ausgesetztsein, das Unperfektsein oder eben die Verwundung als solche deutlicher wahrnehmbar zutage tritt. Was bei den sogenannten Nichtbehinderten durch bürgerliche Verdrängungsmaßnahmen vorübergehend überbrückt werden kann, tritt beim Menschen mit Behinderung in existenzieller Nacktheit hervor: der verletzliche Prozess des Menschwerdens.

<sup>21</sup> Rudolf Steiner:  
Die Philosophie der Freiheit.  
Grundzüge einer modernen  
Weltanschauung,  
Dornach 1962, S. 169  
<sup>22</sup> Ebd., S. 168ff.



Um möglichen Missverständnissen vorzubeugen: Es geht nicht darum, durch einige gedankliche Pirouetten die Tatsache des Behindert-Seins in sentimentaler Weise zu leugnen, sondern umgekehrt deutlich zu machen, dass die Unterschiede zwischen einem Menschen mit und einem Menschen ohne ausgeprägte Behinderung zwar groß sein können, aber immer nur graduell, nicht prinzipiell sind.

Wir haben uns selbst als Aufgabe. Es liegt in der Natur dieses Entwicklungsgeschehens, dass das Erkennen und Annehmen der Aufgabe, wir selbst zu werden, Möglichkeit ist und nicht Zwang.

*Der Einzelne muss sich zum Bewusstsein seiner Individualität und Freiheit aufraffen. [...] Er holt sich aus der anonymen Zerstreuung eines atemlos in Fragmente zerfallenen Lebens zurück und verleiht dem eigenen Leben Kontinuität und Durchsichtigkeit. [...] Die derart ihrer selbst bewusst gewordene Person „hat sich selbst als Aufgabe, die ihr gesetzt ist, mag sie die auch dadurch geworden sein, dass sie sie gewählt hat“,*

so Jürgen Habermas in der Verarbeitung von Sören Kierkegaard.<sup>23</sup>

Braucht es nun hohe Reflexionsfähigkeit für die bisher angeführten erkenntnistheoretischen Überlegungen und sind somit Menschen – zum Beispiel mit Hilfebedarf –, die nicht über den entsprechenden Intellekt verfügen, davon ausgeschlossen? Nein, im Gegenteil:

*[...] so ist selbst die reichste Persönlichkeit nichts, bevor sie sich selbst gewählt*

*hat, und andererseits ist selbst das, was man die ärmste Persönlichkeit nennen müsste, alles, wenn sie sich selbst gewählt hat; denn das Große ist nicht, dieses oder jenes zu sein, sondern man selbst zu sein; und das kann jeder Mensch, wenn er es will.<sup>24</sup>*

Es gehört zur Tragik unserer Zeit, dass wir unsere Intelligenz oft wild laufen lassen, ohne ihre Verfasstheit zu verstehen. Gewohnt, zu sondern und zu sortieren, die Welt unter der technologischen Reduktion von „heil und kaputt im Hinblick auf Reparatur oder Ersatz“<sup>25</sup> zu betrachten, machen wir den Menschen mit Behinderung im günstigsten Fall zum Gegenstand unserer therapeutischen Bemühungen, katalogisieren ihn aufgrund von Krankheitsbildern und Behinderungsformen oder schließen ihn gar durch vorgeburtliche Identifikation (Pränataldiagnostik, Präimplantationsdiagnostik) radikal vom Leben aus. So werden oft die Menschen, deren Behinderung sich nicht selten in mangelnder Intelligenz äußert, zum Opfer der Behinderung der „Normopathen“, der wildlaufenden, herzlosen, kalt praktizierten Intelligenz.

#### „WAS SOLL DAS?!“

„Kannst du mir vielleicht sagen, was das soll?“ Vor mir stand ein älteres Paar, in die Betrachtung einer abstrakten Plastik von Dubuffet vertieft. Die rhetorische Frage sollte auf die Sinnlosigkeit solcher Kunst hinweisen, mir wurde daran aber schlagartig der Sinn, ja, die Mission der modernen abstrakten Kunst deutlich, und ich verstand: Genau darum geht es, um eine Wahrnehmung ohne sich sofort einstellenden Begriff! Offensichtlich schwer auszuhalten.

Was wäre, wenn wir diesen so geübten Blick auf unsere Mitmenschen richten würden, auf Menschen ohne, aber vor allem auch mit Behinderung?

Jürgen Habermas:<sup>23</sup>

Die Zukunft der menschlichen Natur.  
Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?,  
Frankfurt am Main 2001

Sören Kierkegaard:<sup>24</sup>

Entweder – Oder, München 2003

Niklas Luhmann:<sup>25</sup>

Zwischen Anfang und Ende. Fragen an  
die Pädagogik, Frankfurt am Main 1990



*Individualität ist nur möglich, wenn jedes individuelle Wesen vom anderen nur durch individuelle Beobachtung weiß.<sup>26</sup>*

Kann ich dem anderen Menschen so begegnen, dass ich ihn nicht sofort mit einem Begriff belege (zum Beispiel: „Aha, Down-Syndrom!“), sondern gewahr werde, wie er „selbsttätig seinen Begriff mit der Wahrnehmung Mensch vereinigt“<sup>27</sup>?

Und könnte es sogar sein, dass Menschen mit Behinderung zwar einerseits besonders gefährdet für begriffliche Zuschreibungen sind, aber andererseits an ihren oft extremen Erscheinungen das Prinzip Menschwerdung besonders deutlich wird?

*[...] man muss sich klar sein: Wenn ein abnormes Symptom auftritt, so ist etwas da, das, geistig angesehen, näher dem Geistigen steht als dasjenige, was der Mensch in seinem gesunden Organismus tut. Dieses Näher-dem-Geistigen-Stehen kann nur nicht in der entsprechenden Weise [...] sich betätigen.<sup>28</sup>*

Kunst hieße dann, die wahrnehmbare Materie (auch die der eigenen Leiblichkeit) so zu gestalten, dass durch diese Gestaltung an der Materie Geist sichtbar wird, eben sich selbst und seinem Leben Durchsichtigkeit zu verleihen.

#### DER MENSCH ABER IST NICHT ALLEIN AUF DER WELT

Deshalb gehören zu einem durch Lebenskunst gelingenden Leben die anderen Menschen dazu. Die Frage, wie wir mit anderen Menschen in Gesellschaft und in Gemeinschaft zusammenleben wollen, wird im Allgemeinen erstaunlich wenig reflektiert. So geht etwa die Integrationsbewegung der vergangenen Jahre davon aus, dass es „normal“ ist, als Single in einer kleinen Stadtwohnung zu leben, ohne zu bemerken, dass diese Lebensform oft sogar

den Nichtbehinderten separiert und von Kontakten ausschließt!

Es verhält sich so ähnlich wie mit der Natur in Europa: Die Lebensverhältnisse sind immer schon gestaltete, es gibt „die natürliche Form“ zu leben nicht mehr. Es geht darum, dass wir diese Tatsache bemerken und uns entscheiden, ob wir bewusst mitgestalten oder unbewusst in zufällig entstandenen oder vorgegebenen Gestaltungen leben wollen. Die Alternative, allein oder in Gemeinschaft zu leben, ist gar keine, weil der Mensch konstitutionell soziale und antisoziale Tendenzen hat. Die Lebenskunst besteht hier also darin, Formen zu schaffen, die Begegnung, aber auch Rückzugsmöglichkeit bieten.

#### INDIVIDUALITÄT ODER AUSTAUSCHBARKEIT?

In der sogenannten Bioethikdebatte steht und fällt alles mit der Frage nach der Individualität. Wenn es Individualität gibt, beantworten sich die ganzen Fragen nach Präimplantationsdiagnostik, Pränataldiagnostik, Stammzellenforschung und so weiter zwar nicht automatisch, aber doch tendenziell. Gibt es keine Individualität, dann kann ich das Austauschbarkeitsargument, je nach Entwicklungsstufe gewichtet, verwenden. Das Problem ist, dass sich Individualität nicht beweisen lässt, sonst wäre sie eine neue Norm und eben gerade nicht individuell! Individualität lässt sich nur erfahren und zwar durch Begegnungen.

Der Mensch wird am Menschen zum Menschen, so Rudolf Steiner. Er nennt es auch das Erwachen am Ich des anderen Menschen. Wenn ich mich selbst empfinde, nehme ich eben nicht mein Ich wahr, sondern ich nehme meine Empfindungen wahr, vielleicht ein wenig durchlichtet von Ich-Impulsen. Aber in jeder geglückten Begegnung nehme ich das Ich des anderen

<sup>26</sup> Rudolf Steiner:

Die Philosophie der Freiheit. Grundzüge einer modernen Weltanschauung, Dornach 1962, S. 165

<sup>27</sup> Ebd., S. 168

<sup>28</sup> Rudolf Steiner:

Heilpädagogischer Kursus, 4. Vortrag (1924), Dornach <sup>5</sup>1975, S. 75



und dadurch gleichzeitig mich selbst wahr.

Der radikale Individualismus, der radikale Wille zum Selbstseinkönnen tritt heute absolut notwendig auf, aber ruft dadurch eben auch nach einer Gegenbewegung. Das macht die Frage nach der Gemeinschaftsbildung so wichtig. Wenn ich mich in meinem Erleben nur auf die Spitze meiner Persönlichkeit stelle, bin ich tendenziell immer in der Vereinsamungssituation. Es ist unabdingbar im Sinne des Entwickelns der Bewusstseinsseele, durch diesen Nullpunkt hindurchzugehen, zur absoluten Individualisierung zu gelangen. Aber die Gefahr dabei ist die Vereinsamung der Menschen.

Wir sehen heute zwei deutliche Tendenzen: Einerseits das Ausbilden eines radikalen Individualismus, andererseits eine zunehmende, weltumspannende Brüderlichkeit, deren Karikatur die wirtschaftliche Globalisierung ist. Es ist ein tiefgehend sich entwickelndes Bewusstsein: Ich gehöre zur ganzen Welt – die ganze Welt gehört zu mir.

Zwischen diesen beiden Extremen – dem sich Stellen auf die Spitze der eigenen Persönlichkeit und einer sich ankündigenden weltumspannenden gerechten Gesellschaft – muss ein vermittelndes Drittes gepflegt werden: die Gemeinschaftsbildung.

## V. ZENTRALES UND PERIPHERES ICH

Im Heilpädagogischen Kurs schildert Rudolf Steiner zu Beginn des fünften Vortrags die menschliche Totalorganisation nach einer ihr innewohnenden Polarität. Er beschreibt zwei völlig polare Wesenheiten: Bei der einen präsentiert sich die Ich-Organisation nach außen, weiter nach innen daran anschließend die weiteren von ihm beschriebenen Wesensglieder. Bei der anderen Wesenheit ist es genau andersherum, hier befindet sich die Ich-Organisation ganz im Innern.<sup>29</sup>

In diesen beiden Wesenheiten zeigt sich die menschliche Totalorganisation: In der ersten Wesenheit haben wir das Stoffwechsel-Gliedmaßensystem, bei welcher sich das Ich nach außen präsentiert (ich nenne es, der Sekundärliteratur folgend, das periphere Ich), die zweite Wesenheit

stellt das Kopfsystem dar, bei der sich das Ich im Innern befindet, das zentrale Ich. Dazwischen, vermittelnd und fortwährend durcheinander flutend, von innen nach außen und von außen nach innen, befindet sich das rhythmische System.

Auch wenn hier von zwei verschiedenen „Ichs“ die Rede ist, so dürfte doch deutlich sein, dass es sich dabei um ein und dasselbe Ich handelt, welches nur in unterschiedlicher Weise in Erscheinung tritt. Das periphere Ich befindet sich im geistigen Zustand des Schlafes, gleichzeitig hat es jedoch Präsenz und Daseinsmacht im Vibrieren in der Wärme- und Drucksinnlichkeit. Im Kopf kann sich die Ich-Organisation selber bildhaft erleben und kommt zu einem Bewusstsein ihrer selbst. Das Bewusstsein ist punktuell und hellwach. Hierin haben wir das bewusste Denken.

Meine These lautet nun, dass die üblicherweise verwendete Darstellung des



Rudolf Steiner:<sup>29</sup>

Heilpädagogischer Kursus,

5. Vortrag (1924),

Dornach <sup>5</sup>1975, S. 76f.

Ichs eben nur die Hälfte der menschlichen Totalorganisation beschreibt: das bewusste, das zentrale Ich. Durch das Nicht-erkennen-Können des peripheren Ichs wird der Teil weggelassen, der über den Leib den unbewussten, „schlafenden“, willenshaften Zugang zur uns umgebenden Wirklichkeit ermöglicht: das Ich, durch das wir in den Umkreis inkludiert sind.

Bereits 1911, also gut dreizehn Jahre vor dem Heilpädagogischen Kurs, hielt Steiner auf dem IV. Internationalen Philosophiekongress in Bologna einen Vortrag, in welchem er das Ich des Menschen als im Umkreis befindlich darstellte.<sup>30</sup>

Nach der gängigen naturwissenschaftlichen Vorstellung wird Bewusstsein als Vorstellungen, Bilder oder ähnliches betrachtet. Die Beziehung zum Äußeren, Transzendenten könne nur innerhalb des denkenden Bewusstseins gefunden werden. Demnach kann sich das Bewusstsein auch nicht selbst überspringen, um im Transzendenten unterzutauchen. Es ist also als von der Welt getrennt zu betrachten.

Steiner beschreibt nun jedoch die Beziehung zwischen dem Ich und dem Inhalt der Erkenntnis als eine gänzlich andere: Das Ich steht mit seinen Vorstellungen nicht außerhalb der Gesetzmäßigkeiten, welche es mit dem denkenden Bewusstsein erfasst, sondern innerhalb derselben. Der innere gesetzmäßige Zusammenhang von Tatsachen wird innerhalb des Bewusstseins gewonnen und auf empirische Tatbestände angewandt. Es besteht jedoch kein Unterschied zwischen dem, was im Bewusstsein erkannt und auf empirische Tatbestände in der Außenwelt bezogen wird, und dem rein logischen Denken innerhalb des Bewusstseins. Deswegen darf nach erkenntnistheoretischer Vorstellung das Ich nicht innerhalb des Leibes gesucht werden, sondern es lebt in den Gesetzmäßigkeiten der Dinge selbst. Der Leib fungiert dabei nur als Spiegel, welcher das außerhalb, im Transzendenten befindliche Ich durch die Leibestätigkeit zurückspiegelt.

Demnach muss das Ich sich auch nicht überspringen, um in das Transzendente zu gelangen. Stattdessen verhält sich der gewöhnliche Bewusstseinsinhalt zum menschlichen Wesenskern wie das Spiegelbild zu demjenigen, der sich im Spiegel betrachtet. Das Wesen von diesem liegt jedoch außerhalb des Spiegels. Der Spiegelungsapparat ist allerdings nicht unabhängig vom Übersinnlichen, sondern Ergebnis der sich in ihmpiegelnden Wesenheit.<sup>31</sup>

Es zeigt sich also folgende Tatsache:

*Das Ich – mit dem menschlichen Wesenskern – kann angesehen werden als eine Wesenheit, welche ihre Beziehung zu der objektiven Welt innerhalb dieser selbst erlebt und die ihre Erlebnisse als Spiegelbilder des Vorstellungslebens aus der Leibesorganisation empfängt.*<sup>32</sup>

Dabei ist die Absonderung des menschlichen Wesenskernes vom Leib nicht räumlich zu denken, sondern als relativ dynamisches Losgelöstsein. Der beschriebene Vorgang des Spiegeln findet im Wachzustand des Menschen statt. Während des Schlafes ist die Spiegelung aufgehoben, denn ihr zugrunde liegt die synthetische Tätigkeit des Kopfes.<sup>33</sup> Durch dieses synthetische Organisieren wird der Kopf zum Spiegel, in welchem sich die Außenwelt spiegelt und somit das Alltagsdenken ermöglicht.<sup>34</sup> Anders gesagt bedarf das periphere Ich, um sich zu spiegeln und sich seiner selbst bewusst zu werden, des zentralen Ichs. Dieses löst sich jedoch im Schlaf auf, so dass sich das Ich nur noch im Umkreis befindet und im Leib nicht mehr sich selbst gegenüber steht.

<sup>30</sup> Rudolf Steiner: Das gespiegelte Ich. Der Bologna-Vortrag – die philosophischen Grundlagen der Antroposophie, hg. v. Andreas Neider, Dornach 2007

<sup>31</sup> Ebd., S. 51ff.

<sup>32</sup> Ebd., S. 57

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> Vgl. Rudolf Steiner: Heilpädagogischer Kursus, 2. Vortrag (1924), Dornach <sup>5</sup>1975, S. 14

In der Einführung zum Vortrag Steiners schildert Andreas Neider, dass bezüglich der Spiegelungstätigkeit des Gehirns Übereinstimmungen mit der Naturwissenschaft zum Tragen kommen, wie Steiner sie selbst vorausgesagt hat. Es handelt sich dabei um die in den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts entdeckten Spiegelneuronen.<sup>35</sup> Dies sind Neuronen im Gehirn, die nicht nur dann aktiv werden, wenn eine bestimmte Tätigkeit ausgeführt wird, sondern auch, wenn die besagte Handlung bei einer anderen Person beobachtet wird. Der beobachtete Vorgang wird also innerlich so nachvollzogen, als ob der Beobachter ihn selbst ausführen würde.

Es zeigte sich jedoch bald, dass nicht nur Handlungen gespiegelt werden, sondern auch Gefühle, wodurch der gesamte Bereich der Empathie eine völlig neue Bedeutung bekam. Wenn wir einen Menschen beobachten, der Schmerzen empfindet, so wird in unserem Gehirn derselbe Bereich aktiv, welcher auch bei der beobachteten Person aktiv ist. Wir können uns

also in die Handlungen und Gefühle anderer Menschen dadurch hineinversetzen, dass wir leiblich den zugrunde liegenden Hirnprozess des anderen spiegeln. Somit sind wir auch im Bewusstsein mit unserer Umwelt verbunden, ja, sogar emotional mit ihr verknüpft.

Wie dieser Vorgang erklärt werden kann, darauf hat die Naturwissenschaft keine Antwort. Ich denke, hier knüpfen die Ausführungen Steiners an.<sup>36</sup> Interessanterweise legen neueste Forschungen eine Störung der Funktion der Spiegelneuronen, im Sinne einer zu geringen Aktivierung, dem Autismus zugrunde.<sup>37</sup>

*Als Grundlage der Betrachtung V dienten Teile der unveröffentlichten Jahresarbeit von Meike Rödel „Die Bedeutung des zentralen und peripheren Ich beim Autismus“, die sie als Studierende unter anderem in Verarbeitung einer Epoche von Johannes Denger am Rudolf Steiner Institut Kassel 2008 geschrieben hat.*

www.innovations-report.de, 27.10.2008<sup>35</sup>

Vgl. Rudolf Steiner:<sup>36</sup>

Das gespiegelte Ich.

Der Bologna-Vortrag - die philosophischen Grundlagen der Antroposophie, hg. v.

Andreas Neider, Dornach 2007, S. 12ff.

Vgl. www.innovations-report.de, 27.10.2008<sup>37</sup>



## VI. WIE SICH GESELLSCHAFT SCHAFFT

Um die Frage zu klären, wie gesellschaftlich Inklusion ermöglicht werden kann und was die dabei auftretenden Klippen sind, ist es wichtig zu verstehen, wie Gesellschaft überhaupt entsteht. Dabei können wir zunächst drei Sphären unterscheiden, in denen wir als Zeitgenossen leben.

### 1. SELBSTSEINKÖNNEN

Der Mensch lebt als Individuum in Gemeinschaften in der Gesellschaft. Seit einigen Jahrzehnten erleben wir eine immer stärker zunehmende Individualisierung: Der Einzelne will heute die Grundfragen seines Lebens – etwa „Was soll ich mit der Zeit meines Lebens tun?“ (Max Frisch in *Stiller*), „Was ist gutes Leben und durch welche Handlungen nähere ich mich dem guten Leben an?“ (Aristotelische Ethik) – in Freiheit selbst beantworten.

Der dänische Philosoph Sören Kierkegaard sprach vor circa 160 Jahren wohl als Erster vom Selbstseinkönnen des ethischen Individuums.<sup>38</sup> Rudolf Steiner nennt es in der *Philosophie der Freiheit* das ethisch produktive Individuum. Keine Autorität soll die ethischen Fragen für mich beantworten, nicht die Kirche, nicht der Staat, auch nicht die Anthroposophische Gesellschaft – oder eine wie auch immer geartete weltanschauliche Bewegung –, sondern ich selbst.

Dass diese teilweise beinahe trotzig wirkende Emanzipationsgebärde des Individuums auch in den Irrtum und zum Scheitern führen kann, ist klar; in gewisser Weise kann man sagen, dass das graduelle Scheitern sogar notwendig ist für den damit verbundenen Entwicklungsschritt, wie wir weiter unten sehen werden. Es ist daher nicht zufällig, dass unsere Zeit auch von einem Recht auf Risiko spricht.

### 2. GERECHTIGKEIT

Ich bin als Individualität aber nicht nur Einzelner, sondern teile den Raum, in dem ich lebe, mit anderen Menschen, bin Teil von der Gesellschaft. Der Mensch ist Beziehungswesen. Damit dieses Zusammenleben von Menschen, die sich nicht oder nur zum kleinsten Teil kennen, möglich wird, braucht es Gerechtigkeit. Als gemeinsam eine Stadt, einen Landstrich Bewohnende müssen wir gewisse Verabredungen treffen, diese einhalten und darauf vertrauen können, dass auch der andere sich daran hält.

Das Gefühl dafür, was gerecht ist, ist heute stark entwickelt. In Zusammenhang mit einem sich mehr und mehr entwickelnden weltumspannenden Bewusstsein empfinden wir, dass die Grundregeln der Gerechtigkeit im Zusammenleben für alle Menschen gelten müssen und dass es, wo sie verletzt werden, uns alle angeht. Niemand hat das Recht, andere von Gerechtigkeit und damit aus der Gesellschaft auszuschließen.

### 3. SORGE UM DEN ANDEREN

Das Streben nach Individualisierung und nach Gesellschaft ist in gewisser Weise Selbstläufer heute. Polar sich gegenüberstehend bergen beide die Gefahr der Vereinseitigung: Extreme Individualisierung führt zu Vereinzelung und Vereinsamung, das Aufgehen in der Gesellschaft zu Anonymisierung in der Masse. Der Mensch ist auf ein Drittes, zwischen Individualität und Gesellschaft Vermittelndes angewiesen, auf Menschen, die er kennt und die ihn kennen, auf Gemeinschaft. Geht es für das

<sup>38</sup> Sören Kierkegaard:

Entweder – Oder, München 2003

Individuum um Selbstseinkönnen, für die Gesellschaft um Gerechtigkeit, so steht bei der Bildung von Gemeinschaft die Sorge um den anderen im Vordergrund.

Nie sind wir nur starke Einzelne, immer sind wir auch auf andere Menschen angewiesen – und das nicht etwa nur als Kind

oder im Alter, wo es offensichtlich ist. Es geht hier um die *Anerkennung der Abhängigkeit*.<sup>39</sup> Auf dem Felde von Bildung von Gemeinschaft herrscht wohl die größte Not heute, dieser Bildeprozess ist immer wieder gefährdet, ist gewagter Vollzug.

Mit einer weiteren Denkgeste fragen wir nach einem Verständnis der Gesetzmäßigkeiten, die Bildung von Gesellschaft ermöglichen. Ich folge hier fünf Prinzipien, wie sie Karl Otto Hondrich, Professor für Soziologie in Frankfurt, entwickelt.<sup>40</sup> Es sind dies:

1. GEBEN UND ERWIDERN
2. AUFWERTEN UND ABWERTEN
3. TEILHABEN UND AUSSCHLIESSEN
4. VERBERGEN UND MITTEILEN
5. BESTIMMEN UND BESTIMMT WERDEN

- das Reziprozitätsprinzip*  
*das Präferenzprinzip*  
*das Prinzip der kollektiven Identität*  
*das Tabuprinzip*  
*das Prinzip der fatalen Handlungsfolgen*

Diese fünf Wortpaare, von denen uns viele aus der Inklusionsdiskussion geläufig sind, haben bei Hondrich mit Behinderung gar nichts zu tun, sondern werden von ihm als die Gesellschaft konstituierenden Bildegesten schlechthin aufgezeigt.

*Geben und Erwidern* müssen auf den verschiedensten Ebenen in einem Gleichgewicht zueinander stehen, sei es in Arbeits- und Lohnverhältnissen, sei es Preis-Leistung, sei es das Beanspruchen öffentlicher Leistungen und das Bezahlen von Steuern und so weiter. Selbst bei kriegerischen Auseinandersetzungen wird nach dem angemessenen Gegenschlag gefragt.

Ganz wichtig für das Bilden einer Gesellschaft ist das *Aufwerten und Abwerten*. Nichts stiftet so sehr Gemeinsamkeit wie gemeinsam gepflegte Werturteile (oder eben auch Vorurteile).

Durch die Entscheidung, wen wir *teilhabe* lassen und wen wir *ausschließen*, bildet sich überhaupt erst die soziale Haut, die diese Gesellschaft als solche erkennbar macht: Die Grenzziehung ermöglicht Selbstfindung.

Auch wenn es kaum noch Tabus zu geben scheint in den westlichen Gesellschaften: Es ist die Übereinkunft, was wir *verbergen* und was wir *mitteilen*, zentrale Unterscheidung in der Selbstvergewisserung.

*Bestimmen und Bestimmt-Werden* ist schließlich die Dimension, in der sich Politik und damit Gesellschaft überhaupt darlegt. In dem je unterschiedlichen Verhältnis von Bestimmen und Bestimmt-Werden lebt jede Staatsform (von der Diktatur bis zur Demokratie) und unterscheidet sich dadurch von der je anderen.

Wenn wir der Gesellschaft konstituierenden Wirkung dieser fünf Prinzipien zustimmen – was bedeuten sie nun für Menschen mit Behinderung?

Zunächst einmal fällt auf, dass es eben die Themen der Diskussion in der Behindertenhilfe sind. Es scheint auf den ersten

Alasdair MacIntyre: <sup>39</sup>

Die Anerkennung der Abhängigkeit, Berlin 2001

Karl Otto Hondrich: <sup>40</sup>

Wie sich Gesellschaft schafft.

In: Gerhard Preyer (Hg.):

Neuer Mensch und kollektive Identität

in der Kommunikationsgesellschaft,

Wiesbaden 2009

Blick klar, dass die Menschen mit Behinderung vor allem Geld und Betreuung brauchen, aber nichts oder kaum etwas erwidern (zurückgeben) können. Nicht zuletzt daraus resultiert in einer Leistungsgesellschaft eine Abwertung, die wiederum bis zum Ausschluss führen kann, der nicht selten das Ziel hatte, sie zu verbergen, in jedem Fall aber wurden sie früher und oft auch heute noch, gerade auch als Empfänger karitativer Zuwendung, vorwiegend fremdbestimmt.

So betrachtet muss der Betroffene als Minusvariante erscheinen – und genauso ging die Gesellschaft im Allgemeinen über Jahrhunderte mit dem Thema um, bis hin zum Ausschluss vom Leben selber durch Euthanasie in den dunkelsten Zeiten der Geschichte (und durch Präimplantationsdiagnostik und Pränataldiagnostik in der Jetztzeit). In gewisser Weise kann man sogar fragen, ob Menschen mit Behinderungen nicht dadurch, dass sie als Außenseiter so geeignet waren, eine Gesellschaft stabilisierende Funktion hatten (siehe Michel Foucault), wenngleich schon Dostojewski sagte, man könne sich seinen Verstand nicht dadurch beweisen, dass man seinen Nachbarn einsperre ...

Diese Zusammenhänge erkennend wäre es naiv zu glauben, Integration und Inklusion seien lediglich durch freundliche Appelle an die Mitmenschlichkeit zu erreichen. In gewisser Weise wäre solche Sozialromantik der Sache sogar abträglich. Eine Veränderung zum Positiven hätte vielmehr zwei Grundbedingungen.

Erstens: Wir, die wir zum Teil über Jahrzehnte des Zusammenlebens mit Menschen mit Behinderung die Erfahrung machen durften, dass sie unglaublich viel geben (erwidern), dass sie in ihrem Sosein wertvolle Menschen sind, dass ihre Teilhabe das soziale Klima oft sehr zum Positiven verändert, dass da, wo sie nicht verborgen werden, sondern sich mitteilen dürfen, sie die Kraft haben, andere Menschen zu verändern, zu verwesentlichen

– und schließlich, dass sie zu viel mehr Selbstbestimmung fähig sind, als man gemeinhin auf den ersten Blick meinen würde, aber auch da, wo sie zum Beispiel durch ihre Behinderung bestimmt werden, eine Schicksalsbejahung zeigen, die ihresgleichen sucht, wir haben den Auftrag, dieses Erleben und Erkennen zu vermitteln, oder besser noch, es auch den anderen Menschen in der Gesellschaft zugänglich zu machen. So ist es nur konsequent, wenn Prof. Dr. Dr. Klaus Dörner, der sich seit Jahrzehnten dafür einsetzt, Menschen aus geschlossenen Einrichtungen herauszuholen und ihnen gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen, sagt: Es geht nicht nur darum, *ihnen* nicht die Gesellschaft zu entziehen, sondern *sie* nicht *der Gesellschaft* zu entziehen. Inklusion ist dann nicht länger ein humanitäres Zugeständnis, sondern mündet in die Erkenntnis, dass uns auch diese Menschen unverzichtbar sind.

Zweitens: Wenn es denn zutrifft, dass sich unsere aufgeklärte Gesellschaft unter anderem durch den Ausschluss der „geistig und psychisch Behinderten“ konstituiert hat, so kann Inklusion nur durch Gesellschaftsveränderung gelingen! Wenn möglichst viele Mitbürger durch neuen Umgang, zum Beispiel stadtnahes Wohnen und Arbeiten, Quartierarbeit und ähnliches die unter „Erstens“ genannten Erfahrungen selber machen können, hat das in der Tat gesellschaftsverändernde Wirkung: Es ist eine sanfte Revolution, die ihre Auswirkung ebenso auf den gesellschaftlichen Umgang mit Kindern und Alten und anderen sogenannten Randgruppen haben wird.

## NEUE GEMEINSCHAFTSBILDUNG

*Die Menschheit strebte im Anfang der Kulturzustände nach Entstehung sozialer Verbände; dem Interesse dieser Verbände wird zunächst das Interesse des Individuums geopfert; die weitere Entwicklung*



*führt zur Befreiung des Individuums von dem Interesse der Verbände und zur freien Entfaltung der Bedürfnisse und Kräfte des Einzelnen.*<sup>41</sup>

So formuliert Rudolf Steiner und nennt dies das „soziologische Grundgesetz“. Früher lebten die Menschen in Sippen, Großfamilien und später in kleinen Familien, als Paare und heute immer häufiger ganz allein. Dieses Zugehen auf den oben skizzierten Nullpunkt in der Individualisierung ist naturgemäß begleitet von einer großen Verarmung im Sozialen und eben auch von Vereinsamung. Der moderne Mensch kann nun vor dem Nullpunkt zurückschrecken und sich zurücklehnen in alte Formen von Gemeinschaft, in der das Interesse des Individuums dem Verband geopfert wird.

Wie aber müsste neue Gemeinschaft aussehen? Sie würde sich dadurch auszeichnen, dass der Einzelne in seiner Individualentwicklung gefördert würde. Neue Gemeinschaft setzt voraus, dass die Individuen durch den Nullpunkt hindurchgegangen sind, dass dadurch eine Umkehrung des ichzentrierten Bewusstseins sich vollzieht und „zur Anerkennung der Abhängigkeit

von einem anderen, worin die eigene Freiheit gründet“<sup>42</sup>, führt. Neue Gemeinschaft basiert auf einem scheinbaren Paradoxon, dem Pfingstgeheimnis: Die Individuen bilden Gemeinschaft, ohne dabei ihre Individualität zu verlieren.

#### WOHER STAMMEN DIESE IDEALE?

Versuchen wir das bis dahin Ausgeführte durch anthroposophische Vertiefung besser zu verstehen. Ich konnte einmal mehr eine für mich spannende Entdeckung beim Studium der Anthroposophie machen. In einem Vortrag<sup>43</sup> schildert Rudolf Steiner, dass aus der geistigen Welt heraus drei Ideale in die Seelen der Menschen der neueren Zeit hineingewebt seien.

Einmal: „Es herrscht ein Impuls absolutester Brüderlichkeit [...] mit Bezug auf die sozialen Zustände [...]“. Dann: „[...] den Menschen die Möglichkeit zu geben, durch das Denken zum Geiste zu gelangen [...]“, und schließlich: „[...] dass in jedem Menschen das Ebenbild der Gottheit wirklich in unmittelbarer Lebenspraxis [...] anerkannt werde. [...] dann wird die Begegnung jedes Menschen mit jedem Menschen von vornherein eine religiöse Handlung, ein Sakrament sein [...]“<sup>44</sup>

Das Spannende für mich war nun die Erkenntnis, dass die drei oben geschilderten Sphären und die drei Motive, in denen sich der Zeitgenosse heute bewegt, innig zusammenhängen mit diesen drei Idealen, die uns der Geistesforscher schildert. Schematisch verkürzt können wir es so darstellen:

|                     |                      |                                           |
|---------------------|----------------------|-------------------------------------------|
| <b>INDIVIDUUM</b>   | Selbstseinkönnen     | <i>durch das Denken zum Geist</i>         |
| <b>GEMEINSCHAFT</b> | Sorge um den anderen | <i>Begegnung als Sakrament</i>            |
| <b>GESELLSCHAFT</b> | Gerechtigkeit        | <i>Impuls absolutester Brüderlichkeit</i> |

Rudolf Steiner:<sup>41</sup>  
Gesammelte Aufsätze zur Kultur- und  
Zeitgeschichte 1887 – 1901, GA 31,  
Dornach<sup>3</sup> 1989, S. 255f., zit. n. Dieter Brüll:  
Der Anthroposophische Sozialimpuls.  
Ein Versuch seiner Erfassung  
(Einführung in anthroposophische Themen Bd. 2),  
Schaffhausen 1984

<sup>42</sup> Jürgen Habermas:  
Die Zukunft der menschlichen Natur.  
Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?,  
Frankfurt am Main 2001, S. 23  
<sup>43</sup> Rudolf Steiner:  
Was tut der Engel in unserem  
Astralleib? (1918),  
Sonderdruck 1963 aus GA 182:  
Der Tod als Lebenswandlung,  
Dornach 1969  
<sup>44</sup> Ebd., S. 15ff.



Ethik – so der Philosoph Ludwig Wittgenstein – ist transzendental. Ethische Produktivität des Individuums setzt also einen individuellen Geistbezug durch das Denken voraus.<sup>45</sup> Die weltumspannende Brüderlichkeit wiederum finden wir in der Globalisierung (wenn wir von der Karikatur ihrer Reduzierung auf den Wirtschaftsliberalismus einmal absehen).

Den Menschenbruder in seiner Gottesebenbildlichkeit in der Begegnung wahrzunehmen und in mir nachzuschaffen aber ist der Weg zu moderner Gemeinschaftsbildung, also zu der Sphäre, wo heute die größte Not herrscht und nach der wir am meisten dürsten. Es wäre die Gemeinschaft derer, die durch den Nullpunkt der Individualisierung gegangen sind, die die Einsamkeit zutiefst durchlebt und durchlitten haben und nun durch den sakramentalen Charakter der Begegnung neu Gemeinschaft bilden.

Wenn auf diesem Niveau Integration und Inklusion geübt wird, ist es auch ganz unerheblich, ob und wie stark jemand behindert ist.

#### WIE ALSO IST DER PARADIGMENWECHSEL ZU VERSTEHEN?

Im Zusammenhang mit dem sogenannten Paradigmenwechsel in der Behindertenhilfe wird oft von Geld gesprochen, von Einsparungen im Sozialen, die sich Politiker erhoffen, von Bürokratisierung und vielen Ärgernissen mehr. Das ist berechtigt und wichtig im Alltag einer Einrichtung oder Schule und der sozialpolitische Einsatz zur Verbesserung ist notwendig.

Mein Versuch hier ist aufzuzeigen, dass gravierende soziale Veränderungen wie der besagte Paradigmenwechsel nicht per Zufall und in einem luftleeren Raum geschehen, sondern innig mit der Bewusstseinsentwicklung überhaupt zusammenhängen.

Will sagen, die großen Ziele der Teilhabe, der Aufwertung, der Transparenz und der Selbstbestimmung sind Teil einer menschheitlichen Entwicklung und der Individualentwicklung heute. In der Tatsache, dass Menschen mit und ohne ausgesprochene Behinderung an dieser Entwicklung teilhaben, liegt ein großes Integrationspotential.

Niemand hat das Recht, einen anderen in der Individualentwicklung hin zum Selbstseinkönnen zu behindern.

Niemand hat das Recht, einem anderen das Recht auf Zugehörigkeit zur Gemeinschaft zu bestreiten.

Niemand hat das Recht, seinem Menschenbruder in der Begegnung die Gottesebenbildlichkeit abzusprechen.

Es erfüllt mich mit großer Genugtuung, anfänglich zu begreifen, dass die Punkt-Kreis-Meditation, die Rudolf Steiner dem Heilpädagogen anempfiehlt, übend vorbereitet auf genau jene Umkehr des ich-zentrierten Bewusstseins. Und so stößt der moderne Mensch, aus dem Umkreis der Schöpfung kommend, immer mehr auf den Punkt des wachen Bewusstseins und Selbstseins zentriert – und dadurch zugleich in größter Gottferne –, durch diesen Punkt hindurch zu der neu errungenen Gewissheit, wie sie in der Punkt-Kreis-Meditation ausgesprochen wird: „In mir ist Gott“ und „Ich bin in Gott“.

Rudolf Steiner nennt im Heilpädagogischen Kurs die Menschen mit Behinderung „die eigentlich göttlichen Menschen“. Mir scheint, sie sind uns nicht selten einen Schritt voraus auf diesem Wege.

Vgl. auch Rudolf Steiner:<sup>45</sup>  
Die Philosophie der Freiheit.  
Grundzüge einer  
modernen Weltanschauung,  
Dornach 1962



## VII. DEN ANDEREN MENSCHEN VERSTEHEN LERNEN

Der Philosoph Hans Georg Gadamer hat in Bearbeitung von Heidegger den wunderschönen Satz geschrieben: „[...] dass Verstehen nicht eine unter den Verhaltensweisen des Subjekts, sondern die Seinsweise des Daseins selber ist.“<sup>46</sup> Der Mensch ist auf Verstehen angelegt und sein ganzes Leben besteht eigentlich darin, dass er versucht, die Welt, die ihm im Sinne seiner Konstitution zur Frage geworden ist, zu verstehen und sich selbst zu verstehen.

Wie sieht es damit aber nun im praktischen Leben aus und welche Fähigkeiten müssen wir für das spezifische Menschenwahrnehmen entwickeln? Viele Menschen, die Rudolf Steiner in ihrem Leben begegnet sind, beschreiben, wie sie sich von ihm in einem tiefen Sinne wahrgenommen und anerkannt fühlten und wie er ihnen half, sich selber besser zu verstehen, indem in der Begegnung mit ihm latente Fragen und Motive bewusst gemacht werden konnten.

Ein sehr sprechendes Beispiel stammt von Friedrich Rittelmeyer, aus *Meine Lebensbegegnung mit Rudolf Steiner*:

*Oben in der halb geöffneten Tür stand Rudolf Steiner, der eben einen anderen Gast entlassen hatte, und schaute mir höchst aufmerksam zu, wie ich langsam die Treppe hinaufstieg. Ich habe nie einen Menschen so aufmerksam beobachten sehen, wie er es konnte. Es war, als ob er*

*- ganz unbeweglich, aber selbstlos hingegen - den anderen sich selbst gleichsam noch einmal erschaffen ließe, in einem feinen Element der eigenen Seele, das er ihm zu diesem Zweck darbot. Es war kein Nachdenken über den anderen, sondern mehr ein inneres, geistiges Nachbilden, in dem das ganze Werden des anderen offenbar werden konnte.*<sup>47</sup>

Diese kurze Schilderung ist nun ausgesprochen bedeutsam und wir können daraus einen methodischen Weg für die Vertiefung der Begegnung mit einem Menschen gewinnen. Was wird beschrieben? Einmal geht es um die Wahrnehmung durch „aufmerksames Beobachten“, das in diesem Augenblick „selbstloses Hingegen sein“ erfordert. Und jetzt kommt das Entscheidende: Nicht er konstruiert den anderen nach, sondern er „bietet ein feines Element seiner Seele dar“, in dem er „den anderen sich selbst gleichsam noch einmal erschaffen lässt“. Ein „inneres, geistiges Nachbilden, in dem das ganze Werden des anderen offenbar werden“ kann.

Das ist nun auch insofern interessant, als hier von Friedrich Rittelmeyer eine Lebenserfahrung in der Begegnung mit Rudolf Steiner geschildert wird, die absolut dem entspricht, wie er über den Sakramentalismus in der Begegnung gesprochen hat. Es handelt sich dabei um einen vierstufigen Übungsweg, den ich hier knapp skizzieren möchte:<sup>48</sup>

Zit. n. Udo Tietz:<sup>46</sup>

Hans-Georg Gadamer zur Einführung,  
Hamburg 2000

Zit. n. Peter Selg:<sup>47</sup>

Der therapeutische Blick.  
Rudolf Steiner sieht Kinder,  
Dornach 2005

<sup>48</sup> Siehe hierzu ausführlich:

Johannes Denger:

„Es quillt ein Bild heraus ...“

Vom Überwinden der Abstraktion  
in der Menschenbegegnung.

In: Roland Halfen, Andreas Neider (Hg.):  
Imagination.

Das Erleben des schaffenden Geistes,  
Stuttgart 2002



## DAS WAHRNEHMEN

Die erste Stufe des bewussten Begegnungsgeschehens ist das *Wahrnehmen* des anderen. Rudolf Steiner nennt diese bewusst verstärkte Zuwendung im Heilpädagogischen Kurs „liebevolltes Interesse [...] für das Mysterium der menschlichen Organisation“<sup>49</sup>. Nicht nach einer *Bedeutung* soll auf dieser Stufe gefragt werden, sondern die Physiognomie an sich soll intensiviert wahrgenommen und dadurch das Einmalige des Ausdrucks. Die Ahnung des Bedeutungsvollen kann entstehen: Könnte es sein, dass die Erscheinung des anderen Botschaft ist und Verkündigungscharakter hat?

## DAS NACHSCHAFEN

Die zweite Stufe dient dem *Nachschaffen* des Wahrgenommenen, ohne Urteil, jenseits von Sympathie und Antipathie. Nachschaffen heißt, den anderen in seinem Sosein in der eigenen Seele erstehen zu lassen, Schale zu bilden, einen Raum, in dem der andere Mensch sein kann. Die Übung besteht darin, durch neue Wahrnehmung und wiederholtes Nachschaffen dieses Bild immer vollständiger werden zu lassen.

## DAS URTEILEN UND DAS VERWANDELN

Gelingt es, ohne Vorurteil wirklich wahrzunehmen und richtig nachzuschaffen, so ist jetzt der Zeitpunkt für ein bewusstes Urteil gekommen: das *Verstehen*. Es handelt sich um eine Imagination des den anderen persönlich auszeichnenden Gleichgewichtszustandes. Da aber jeder Mensch das menschliche Harmonisieren der Vereinseitigungstendenzen nur graduell schafft, offenbart sich gerade im relativen Ungleichgewicht seine individuelle Art des Inkarniertseins – und darin spricht sich Schicksal aus. Gelingt diese Begegnung, das heißt kommt es tatsächlich zu jener Imagination, so schauen wir zwar nicht den Wesenskern selbst, aber die Art und Weise, wie dieser Wesenskern sich inkarniert hat. (Es handelt sich also

um einen äußerst intimen Vorgang, der absolute Sorgfalt im Umgang und selbstverständlich Diskretion verlangt.)

## DIE NEUE BEGEGNUNG

Gehen wir voll bewusst diesen Weg, so führt er auf der vierten Stufe zu einer neuen Begegnung, die man bezeichnen kann als *Einswerden im Geiste*. Es bilden die Teilnehmer einer Begegnung eine Einheit, ohne ihre Individualität zu verlieren!

In Zukunft, so Rudolf Steiner, werde die Begegnung zwischen Menschen sakramentalen Charakter haben. Und in der Tat fällt eine Ähnlichkeit der vier Begegnungsstufen mit den Stufen der Heiligen Messe auf. Der Wahrnehmung entspräche die Verkündigung, dem nachschaffenden Schalebilden das Opfer, dem Verwandeln die Transsubstantiationsstufe und dem Einswerden schließlich die Kommunion.<sup>50</sup>

„Das Gewährwerden der Idee in der Wirklichkeit ist die wahre Kommunion des Menschen“, schreibt Rudolf Steiner in der Vorrede als Herausgeber der Naturwissenschaftlichen Schriften Goethes.<sup>51</sup> Auf unseren Zusammenhang der Menschenbegegnung hin möchte ich variieren: Das Gewährwerden des Wesens des anderen Menschen in seiner Hüllennatur ist die wahre Kommunion des Menschen.

Heilen durch Begegnen! Jeder kann damit beginnen, hier und jetzt. Es braucht keinen Verein und keine Satzung, aber es könnten aus dieser Seelenarbeit auch neue Gemeinschaftsformen entstehen. Die hier skizzierte Form der Begegnung ist ein Liebesdienst. Selbsterkenntnis und Erkenntnis des Du bedingen und beleuchten sich gegenseitig.

<sup>49</sup> Rudolf Steiner: Heilpädagogischer Kursus, 2. Vortrag (1924), Dornach <sup>5</sup>1975, S. 35

<sup>50</sup> Siehe hierzu: Athys Floride: Die Begegnung als Aufwacherlebnis, Dornach 1982

<sup>51</sup> Rudolf Steiner: Einleitungen zu Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften, GA 1, Dornach 1987





## „ICH DACHTE, ICH DARF NICHT BEHINDERT SEIN ...“

Ein Interview mit Selma

Selma (Name geändert) kam am 2. Dezember 1998 als ein ausgesprochen liebenswertes, sehr besonderes Mädchen mit der Diagnose Asperger-Autismus aus der heilpädagogischen Schule in die laufende vierte große Waldorfklassse, deren Klassenlehrer ich damals war. Für sie war es eine gewaltige soziale Umstellung, die schulischen Inhalte hingegen waren kein Problem: Nach sechs Wochen schrieb sie die besten Arbeiten! Für die anderen Schülerinnen und Schüler war es eine Zumutung: Was Leistung anbelangte, „verdarb sie die Preise“ – und gleichzeitig verlangte sie durch ihre besondere Art große Rücksichtnahme im Sozialen.

Drei Jahre begleitete ich sie in dieser Situation und erlebte diese – bei allen Schwierigkeiten – sowohl für Selma als auch für die ganze Klasse und für mich als Gewinn. Ein Jahr nach meinem Weggang als Klassenlehrer und der Übernahme durch einen Oberstufenbetreuer ging es nicht mehr weiter und Selma wechselte in die Kleinklasse, in der sie ihr schulisches Zuhause fand.

Als ich sie 2011 zum Interview wieder traf, war ich gespannt auf ihre Entwicklung seit damals. Auch war sie für mich ein frühes Beispiel für versuchte „Inklusion“ in einer großen Klasse. Heute lebt Selma in einer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Es entstand die Idee zu diesem Interview: Wie lebt sie heute? Was beschäftigt sie innerlich? Wie sieht sie die Zeit damals?

**JOHANNES:** *Hallo Selma, ich freue mich sehr, dich wieder zu sehen! Wie geht es dir?*

**SELMA:** *Ja ... hm ... äh ...*

**JOHANNES:** *Wie dumm von mir. Verzeih! Ich stelle dir tatsächlich gleich zu Beginn die einzige Frage, die du nicht beantworten kannst, nicht wahr?*

**SELMA** (lachend): *Ja!!!*

**JOHANNES:** *Was beschäftigt dich zurzeit?*

**SELMA:** *Mh ... ja ... das mit dem Dinge-wörtlich-Nehmen – ich dachte bis vor Kurzem, dass Diabetiker immer beten – ... und das mit dem Perfektionismus ... aus Angst wegen eines Fehlers; und dann mit den Menschen nicht auszukommen ... Meine Freundin Tina hat bis vor Kurzem zu sich „du“ gesagt und zu anderen in der dritten Person gesprochen. Jeden Mittwoch telefonieren wir und ich schreibe ihr auch Briefe.*

**JOHANNES:** *Schreibt sie dir dann auch zurück?*

**SELMA:** *Nein, das kann sie nicht. Ihre Mutter versucht herauszufinden, was sie sagen will, und schreibt mir das dann in der Ich-Form, ja. Als ich sie zum ersten Mal sah, hörte ich von hinten eine Stimme: „Willst du dich wirklich verlieben?“*

**JOHANNES:** *Wie meinst du das, von hinten? Eine Art Eingebung?*

**SELMA:** *Ja, das war meine frühere Mitschülerin aus Tschernobyl, die verstorben war.*

**JOHANNES:** *Und zu ihr hast du Kontakt, zu der Verstorbenen?*

**SELMA:** *Ja. Geistig, im Geistigen. Sie hieß Tatjana, ja, sehr klangähnlich mit Tina!*

**JOHANNES:** *Wie lange war Tatjana in deiner Klasse?*

**SELMA:** *Sie kam aus der Ukraine und wurde mit acht Jahren in die Kleinklasse eingeschult.*



Mit 12 Jahren ist sie erkrankt und mit dreizehneinhalb Jahren, am 10. Januar 2008, ist sie gestorben, weil sie das gespendete Knochenmark nicht annehmen konnte.

**JOHANNES:** Weißt du, Selma, ich musste sehr an dich denken, als am 11. März 2011 der GAU in Fukushima passierte. Im Herbst davor, auf der Tagung, die wir gemeinsam besuchten, hast du dich dauernd im Plenum gemeldet und vor einer möglichen Atomkatastrophe gewarnt, obwohl wir ganz andere Themen besprochen hatten. Da dachte ich, na, Selma hat mal wieder einen Spleen! (Selma lacht hell auf.) Als dann der GAU passierte, fragte ich mich: Was ist eigentlich verrückter, deine Angst oder unsere Verdrängung?

**SELMA:** Ja, ich habe es vorher gespürt. Das ist bei meiner Form des Autismus so, dass sich die Sachen anmelden.

**JOHANNES:** Weißt du noch, wie es sich angemeldet hat?

**SELMA:** Also, mir ist meine verstorbene Mitschülerin immer mal wieder erschienen und ich muss auch genau gespürt haben, wo es passieren wird, denn wenn ich das Japanische aktiviert habe und wenn ich Monster gemalt habe – denn Tina kann, bei ihrer japanischen Art mit Gefühlen umzugehen, Geschichten besser aufnehmen, wenn man sie als Mangas (= japanischer Begriff für Comics) malt – und als ich versucht habe, meine Geschichte so zu verarbeiten, um Tina so meine Lebensgeschichte als interautistische Raumfrau verständlich zu machen, da habe ich gemerkt, dass mir das gar nicht geholfen hat. Da ist so ein Gefühl gekommen, so als ob ich bald sterben müsste. Ich fühlte mich dabei jedes Mal ganz schwach.

(Selmas ebenfalls anwesende Begleiterin bestätigt die Manga-Malversuche und erzählt, dass Selma zu Beginn des Jahres plötzlich den Wunsch geäußert habe, Japanisch zu lernen, was ihr dann aber für ihre Verhältnisse ungewöhnlich schwergefallen sei.)

**SELMA:** Ja, irgendwie hatte ich da so eine Lernblockade. Es hat sich ständig meine Mitschülerin aus Tschernobyl dazwischen gemeldet: „Achtung! Achtung!“ Ich kam in Panik, weil ich nicht wusste, was gemeint war. Ich hatte Angst und wieder dieses Leibesbrummen ...

**JOHANNES:** Leibesbrummen?

**SELMA:** Der Körper schmerzt dann an undefinierbaren Stellen. Und als dann der Unfall in Fukushima geschah, da war die Nachricht für mich erst mal wie eine Erlösung, weil ich dann endlich wusste warum.

**JOHANNES:** Eine schreckliche Katastrophe für die Menschen dort! – Ich fand erstaunlich, dass unsere Bundeskanzlerin dann so schnell umschwenkte und sagte, sie habe früher nicht geglaubt, dass so etwas tatsächlich passieren könne. Das fand ich für eine Wissenschaftlerin eine verblüffende Aussage ...

**SELMA:** Ja, ich habe Frau Merkel einen Brief geschrieben und mich dafür bedankt, dass sie die Kernkraftwerke abschalten will. Ich habe auch eine Antwort bekommen, in der sie sich für meine Unterstützung, für meine Solidarität bedankt hat. Ich habe meinen Brief beendet mit: „Weiter so!“ – wie das ein Lehrer macht, wenn er einen Schüler lobt! (lacht) Damit habe ich gemeint, es kann nicht bei dem Moratorium bleiben, das war nur der erste Schritt in die richtige Richtung.

**JOHANNES:** Das finde ich toll, auch dass du Antwort erhalten hast! Bist du selbst auf die Idee gekommen, Frau Merkel zu schreiben?

**SELMA:** Ja, ich hatte auch auf Englisch an das Parlament in London geschrieben, als die am 10. Januar 2008 – unverschämter Weise genau am Todestag meiner Mitschülerin aus Tschernobyl – den Bau von zwanzig neuen Atomkraftwerken beschlossen haben. Ich habe ihnen von Tatjanas Schicksal erzählt.

**JOHANNES:** Da hast du wohl keine Antwort bekommen?

**SELMA:** Vierzehn Tage später, doch. Sie haben geschrieben, dass sie es sorgfältig gelesen haben (lacht). Aber was daraus geworden ist, weiß man nicht. Die halten ja auch jetzt an der Atomkraft fest.

**JOHANNES:** Wie verlief eigentlich dein Leben, bevor du zu uns in die Klasse kamst?

**SELMA:** Als ich drei Jahre alt war, versuchte sich meine psychisch erkrankte Mutter zusammen mit mir das Leben zu nehmen. Als dann – tatütata – die Polizei kam, dachte ich, ich werde verhaftet wegen Kindesmisshandlung, weil ich mich gewehrt und meine Mutter geschlagen hatte. Ich habe nämlich mit drei Jahren gedacht, ich sei erwachsen, und deshalb habe ich mich halb als Pferd, halb als Mensch gemalt. Ich kam dann zu meiner Großmutter, bei der ich weiter aufgewachsen bin, und in den Kindergarten einer heilpädagogischen Schule, in die ich mit sieben Jahren eingeschult wurde. Am 2. Dezember 1998 kam ich dann zu dir, da war mein erster Schultag in der Großklasse.

**JOHANNES:** Wie war das dann für dich, kannst du dich noch erinnern?

**SELMA:** Ich bin wohin gekommen, wo ich nicht hingehört habe ... Plötzlich konnte ich es mir nicht mehr vorstellen, dass ich eine Behinderung hatte.

**JOHANNES:** Das wäre ja nichts Schlimmes, oder?

**SELMA:** Sich das nicht vorstellen zu können? – Na, ich hatte dann eine Autisten-Phobie. Ich dachte, ich darf nicht behindert sein ... Meine leibliche Mutter wollte das Abi für mich und dachte, dass ich dann für sie Sorge. Deshalb war sie dagegen, dass ich dann später in die Kleinklasse kam.

**JOHANNES:** Erinnerst du dich noch, was schwierig war für dich in der Großklasse?

**SELMA:** Mhm, das Mobbing wegen des Autismus. Ich hatte das Gefühl, gar keine Behinderung haben zu dürfen.

**JOHANNES:** Das ist eine interessante Formulierung ... Du meintest, da du von lauter nicht behinderten Mitschülern umgeben warst, dich anpassen zu müssen?

**SELMA:** Ja, genau. Es war dadurch eine behindertenfeindliche Atmosphäre ...

**JOHANNES:** Du sprichst von Mobbing. Hast du da konkrete Beispiele?

**SELMA:** Nein. Die haben mich, wie ich bin, einfach nicht anerkannt. Sie haben gesagt: „Du gehörst in die Sonderschule. Du gehörst in die Kleinklasse. Du alte Streberin, du willst immer die Beste sein!“

**JOHANNES:** Hattest du denn das Gefühl, dass ich als Klassenlehrer das genügend mitbekommen habe? Konnte ich dir auch helfen?

**SELMA:** Die hätten es lieber gehabt, wenn du nicht so dran gewesen wärst. Aber gleichzeitig hätten sie dann mehr Verantwortung übernehmen müssen ...

**JOHANNES:** Das war wahrscheinlich eine Überforderung für beide Seiten ...

**SELMA:** Ja, ich hätte einfach eine Assistenz gebraucht, eine Schulassistentin!

**JOHANNES:** Da hast du sicher recht. Jemand an der Seite, der dir beisteht – auch in den Fachunterricht.

**SELMA:** Ja, jemand der übersetzt! – Ich hatte auch keine Gleichgesinnten in der Klasse, weil die anderen nicht behindert waren. Ich merke einfach jetzt noch, dass mich die Erinnerung überfordert ... (Selma macht fahriges Bewegungen und verstummt.)

**JOHANNES:** Ein Jahr nach meinem Weggang hast du dann in die Kleinklasse gewechselt. Wie kam es dazu?

**SELMA:** Das war in der Projektwoche, da habe ich mit einer Lehrerin und Schülerinnen aus der

Kleinklasse gebacken. Da hat sie gesagt: Du gehörst zu uns. Und das war auch so, da habe ich meinen Platz gefunden! Im Lebenshilfe-Kindergarten früher war es auch schwierig ... Die Mitarbeiterinnen haben nicht richtig deutsch gesprochen, die redeten so in Babysprache mit mir.

JOHANNES: Na, und später kamst du dann zu mir als Schweizer, da war das mit dem Deutschsprechen bestimmt auch nicht immer exakt richtig, nicht wahr!

**SELMA:** (lacht hell auf) Ja!

Johannes: Ich habe sicher ab und zu Helvetismen verwendet ...

**SELMA:** Was ist das denn?

JOHANNES: Das sind Wörter, die Schweizer für Deutsch halten, obwohl sie es nicht sind. Zum Beispiel das Wort „Unterbruch“ statt „Unterbrechung“ ...

**SELMA:** (lacht) Als ich ein kleines Kind war, dachte man, ich könne nicht sprechen. Dabei habe ich mit dem Sprechen einfach gewartet, bis ich sicher war, dass ich richtig sprechen kann ...

JOHANNES: Einmal jede Woche bin ich mit dir auf der Weidenallee hinter unserer Schule spazieren gegangen und wir haben miteinander die Woche besprochen, Erinnerst du dich? Eines Tages kam einer deiner Mitschüler, mit dem du seit etwa zwei Jahren in einer Klasse warst, auf dem Fahrrad angefahren. Du konntest ihn erst nicht erkennen, bis er dann anfang zu sprechen ...

**SELMA:** Ja, mit Gesichtern ist es so, dass die sich manchmal sehr ähnlich sind. Wir Autisten leben in einer Klangwelt. Mir haben später auch für viele Sachen die Worte gefehlt. Als ich mit 13 auf einem Rezept die Diagnose „Autismus“ gelesen habe, da wusste ich nicht, ob es der schwere oder der leichte ist ...

JOHANNES: Du meinst, du hast überhaupt erst erfahren, dass du eine Behinderung hast und musstest das sozusagen lernen?

**SELMA:** Ja. Ich konnte das damals einfach nicht verstehen und galt daher als behinderungsun-einsichtig. Nach der Schule kam ich zur beruflichen Orientierung in eine staatliche Einrichtung. Da haben sie meine Behinderung auch nicht verstanden und versuchten, mich für den ersten Arbeitsmarkt fit zu machen. Ja, hm, das ging aber nicht wegen meiner Wortfindungsstörung. Zu wenig gesprochen, haben sie gesagt, am Telefon 'ne Katastrophe ... Ich müsse Tabletten nehmen, damit angeblich meine Gefühle mich nicht behindern. Ich konnte mich auf diese Einrichtung nicht einlassen.

JOHANNES: Wie würdest du denn den Unterschied zu der Lebensgemeinschaft hier, in der du jetzt lebst, beschreiben?

**SELMA:** Hier wird auf mein Gewissen mehr Rücksicht genommen. Mein emotionales Wissen ertragen aber nicht alle Mitarbeiter.

JOHANNES: Das kann ich mir gut vorstellen! Das ist manchmal eine richtige Herausforderung. – Liebe Selma, ich danke dir für dieses berührende, interessante und für mich lehrreiche Gespräch!

Während des Interviews war Selmas Betreuerin anwesend und beteiligte sich ab und an zurückhaltend als „Übersetzungshilfe“. Sie erlebt es als große, interessante und auch fordernde Aufgabe, mit Selma fortgesetzt im Gespräch zu sein.

Das Interview mit Selma erschien in PUNKT UND KREIS 25/2011.

Selma zeichnet und schreibt viel. Manchmal geht ihr das Papier aus und sie beschreibt zum Beispiel die Innenseite von leeren Zahnpastakartons ... Ich darf einen fünf Zentimeter hohen Stapel mit solchen kurzen und längeren Texten leihweise mit nach Hause nehmen. Hier einige Auszüge:

*Der Autismus selbst ist ein Schicksalsparadox: Du kannst jeweils nur einen Teil deines Schicksals annehmen ... Um das Schicksal richtig annehmen zu können, musst du erst aus dem deutschen Grundgesetz lernen, dass dein Schicksal aus drei geteilten Gewalten besteht und es eine Gewaltenteilung gibt: Legislative, Exekutive, Judikative. Die Regierung muss weit weg sein! Dann ist die Anthroposophie deine Exekutive, da sie deine Gefühle mit einbezieht und Seelenpflege betreibt. Nur unter Liebe kannst du dich entwickeln. – Wer richtet? Der ist der Legislative unterworfen: der Staat! [...]*

*Diagnose „Autismus“ bedeutet einen Rücksichtsmangel von Eltern und Staat auf die Entwicklungsverzögerungen in der linken Gehirnhälfte und die Gefühle zusammen! Alterszahlen sind Nachrichten über einen Durchlässigkeitsmangel im Staatssystem. Durchlässigkeitsmängel sind eine Benachteiligung wegen der Entwicklungsverzögerung, die die wahren Entwicklungsmöglichkeiten willkürlich einschränken.*

*Diese Erfahrungen – wann auch immer – bringen Erkenntnisse, die zurzeit den ganzen Autistenkreis schmerzen! „Als es geschah zu dieser Stund, da ward der ganze Kreis verwundet.“ Durchlässigkeit ist das Wichtigste für einen sauberen Zeitenübergang. Es kann erst später rauskommen, was man wann braucht – und der Staat bereut jeden Autisten, den er irgendwo teuer unterbringen muss!!!*

**Ja, meine innere Welt als Autistin hat sogar ihre eigene Weltgeschichte!** Autisten sind ja in ihrer eigenen Welt ... Videospieler aber auch. Einziger Unterschied ist: Autisten bauten ihre eigene innere Welt selber auf! Videospielsüchtige und Autisten stehen einander in gar nichts nach. Beide sind süchtig nach ihrer eigenen Welt und kommen nur mit viel Liebe und Hilfe wieder raus! Und auch die Ursachen waren schon immer dieselben: zu hohe Anforderungen ans Lernen und ans Kopfdanken, gefühlsunterdrückende Normen, ungeklärte Konflikte und nicht guttuende Eltern. Kurz: Videospielsucht ist ein künstlich eingerichteter Autismus!

*Wer die autistische Veranlagung hat, kann erst später anfangen mit dem Kopfdanken als andere Kinder. Und unterdrückte Gefühle behindern dauerhaft.*

*Folge einer zu frühen Denkanforderung in Kombination mit unterdrückten Gefühlen: Autismus! Die Phase der Normübernahme begann 1999 bei mir und ich leide oft unter der Überbewertung der Übernahme von „falschen Normen“ und der zeitgleich aufgebürdeten Verantwortung für diese, obwohl Erwachsene die aufgestellt haben. Mein langjähriges Ziel und Bedürfnis ist, über meine Gefühle sprechen und sie zeigen zu können.*

*Über Autisten sagt man, sie wollten mit den Menschen nix zu tun haben. Stimmt nicht, sie wollen mit den Menschen auskommen – und zwar mit allen – und sind traurig, es nicht zu schaffen.*

*Es ist fast immer um das Verhalten gegangen. Die Gefühle kann man vor anderen – aber konnte keiner vor mir – hinter gutem Verhalten verstecken. Schlechte Gefühle lassen jedes Kind mit „autistischer“ Veranlagung immer das dazugehörige schlechte Verhalten erwarten: „Na bitte, warum nicht vorhin? Endlich sind die Gefühle rausgekommen!“*

# „INKLUDIERT UND JUBILIERET!“

## Eine Glosse

Wohl nirgends feiert political correctness so ungehindert Urständ wie auf dem Feld des Behindertenwesens. Vom *Krüppel* in seinen mannigfaltigsten körperlichen und seelischen Ausprägungen über den *Behinderten*, dann den *Menschen mit Behinderung*, den *Menschen mit Assistenzbedarf*, den *Andersbegabten*, das *Sorgenkind* und schließlich schlicht dem *Menschen* (*Aktion Mensch*) reichen die möglichen Versuche, die Wirklichkeit durch neue Begriffe umzutaufen.

So hießen relativ kleine Menschen noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts *Wachstumskrüppel*, dann *hinsichtlich des Größtenwachstums Behinderte*, später *formatmäßig Andersbefähigte* und schließlich *vertically challenged people*.

Bis vor Kurzem zeigte sich jemand voll auf der Höhe der Zeit, wenn er *Integration* forderte. Jetzt ist *Integration* bäh!, hoffnungslos veraltet und wird nur noch von Ewiggestrigen verwendet. Ähnlich wie Joghurt haben offensichtlich auch Begriffe ein Verfallsdatum. Der Begriff der Stunde heißt *Inklusion*!

Sosehr man auch die Begeisterung über den jüngsten Paradigmenwechsel verstehen und teilen kann, sosehr verwundert es doch auch, dass unsere political-correctness-mäßig hochsensibilisierte Zeit ausgerechnet den Begriff *Inklusion* entdeckt hat, um damit das erstrebenswerte Ziel der vollen gesellschaftlichen Teilnahme und Teilhabe an der und in der Gesellschaft zu bezeichnen. Hat denn noch keiner im Lexikon nachgeschaut, was das eigentlich bedeutet?! Im Brockhaus, Band 10, Seite 543 und 544 finden wir:

**Inklusion:** (lat. Einschließung, Einsperrung), die Relation des Enthaltenseins [...]

**Inklusen:** (lat. Inclusi ‚die Eingeschlossenen‘) Pl.

1. *Geologie:* fossilienhaltige Einschlüsse im Bernstein.
2. *Kirchengeschichte:* [...] Männer oder Frauen, die sich für eine gewisse Zeit oder auch lebenslänglich [...] zu Askese und Gebet einschließen oder einmauern ließen.

Welch doppelt verhängnisvolle Realsymbolik! Die Mücke war vor 70 Millionen Jahren dabei, Mücke zu sein, als sie vom Harz inkludiert wurde. Dabei wird sie nicht etwa selber zu Harz, sondern bleibt Jahrmillionen unter der Linsenwirkung des Bernsteins als Mücke sichtbar und erkennbar. (Und das nur, weil sie nicht rechtzeitig die Mücke gemacht hat ...)

Aber auch die Vorstellung des Menschen mit Behinderung als in die Gesellschaft eingemauerter Asket kann doch wohl nur unfreiwillige Ironie sein! Der Schuss wäre dann voll nach hinten losgegangen.

Kein Wunder, dass bei so viel Bemühen, bloß nichts Falsches zu sagen, eine Gruppierung von Menschen mit Körperbehinderungen entstanden ist, die sich selbstbewusst „Krüppelbewegung“ nennt.

Paradigmen wechseln, der Paradigmenwechsel bleibt. Drum: Inkludiert und jubiliert, bevor der nächste Begriff kommt. Und allen, die noch von *Integration* reden, eins auf die Finger! Wie sagte schon Robert Musil so treffend: „[...] ohne den Menschen etwas vorschreiben zu dürfen, würde Moral gar kein Vergnügen bereiten.“

Die Glosse kann auch nachgelesen werden in: Johannes Denger: „Haben Sie auch Angst, unsterblich zu werden?“ Glossen und Satiren, Frankfurt am Main 2017.



*Johannes Denger*, GEB. 1955 IN BASEL, SCHWEIZ. VATER VON VIER KINDERN, GROSSVATER VON VIER ENKELKINDERN. ARBEIT IN DER PSYCHIATRIEPFLEGE, AUSBILDUNG ZUM HEILPÄDAGOGEN AUF ANTHROPOSOPHISCHER GRUNDLAGE IN ARLESHEIM UND DORNACH. MITARBEIT IM KINDERHEIM SONNENHOF, ARLESHEIM. 1982-88 (UND 1995-2001) ALS KLASSENLEHRER AM AUFBAU DER FREIEN WALDORFSCHULE HANNOVER-BOTTFELD BETEILIGT, U.A. MITBEGRÜNDER DES DORTIGEN KLEINKLASSENZUGS. 1988-95 SEKRETÄR DER INTERNATIONALEN KONFERENZ FÜR HEILPÄDAGOGIK UND SOZIALTHERAPIE, DORNACH; IN DIESEN JAHREN REDAKTION UND HERAUSGABE DER ZEITSCHRIFT „SEELENPFLEGE“. AB 2001 ALS REFERENT FÜR ZEITFRAGEN UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT DES VERBANDES FÜR ANTHROPOSOPHISCHE HEILPÄDAGOGIK, SOZIALTHERAPIE UND SOZIALE ARBEIT IN DEUTSCHLAND TÄTIG. 2004-2009 DOZENT AM RUDOLF STEINER INSTITUT FÜR SOZIALPÄDAGOGIK, KASSEL. 2009-2016 REFERENT DES BUNDESVERBANDES ANTHROPOI. VORTRÄGE, SEMINARE UND PUBLIKATIONEN. REDAKTION DER ZEITSCHRIFT PUNKT UND KREIS. LANGJÄHRIGES MITGLIED DES GEMEINSAMEN AK INKLUSION DES BUNDESVERBANDES ANTHROPOI, DES BUNDES DER FREIEN WALDORFSCHULEN UND DER VEREINIGUNG DER WALDORFKINDERGÄRTEN. KABARETT („CABARE-TORTE“ DENER), GLOSSEN UND SATIREN.

## IMPRESSUM

### Herausgeber

Bärbel Blaeser

Projekt „Entwicklungsimpulse durch inklusive Pädagogik“  
beim Bund der Freien Waldorfschulen

### Redaktion

Bärbel Blaeser, Helga Karig

### Anschrift der Redaktion

Bärbel Blaeser

Am Schmachtenberg 14

42555 Velbert

b.blaeser33@gmx.de

Pädagogische Forschungsstelle beim Bund der Freien  
Waldorfschulen

Wagenburgstraße 6 \_ 70184 Stuttgart

© edition waldorf

Stuttgart 2017

Sie finden uns im Internet unter

[www.forschung-waldorf.de](http://www.forschung-waldorf.de)

[www.waldorfbuch.de](http://www.waldorfbuch.de)

ISBN 978-3-944911-44-1



Satz, Gestaltung

zeichenware designbureau

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen

Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der

Pädagogischen Forschungsstelle Stuttgart.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation

in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografi-

sche Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der Blickwechsel ist Bestandteil des Projektes  
„Entwicklungsimpulse durch inklusive Pädagogik“,  
das vom Bund der Freien Waldorfschulen e.V.  
und durch großzügige finanzielle Unterstützung  
der Software-AG-Stiftung getragen wird.  
Seine Herausgabe findet in Kooperation mit der  
Pädagogischen Forschungsstelle beim  
Bund der Freien Waldorfschulen e.V.  
sowie dem Arbeitskreis Inklusion,  
ebenfalls beim Bund der Freien Waldorfschulen, statt.

Die Redaktion des Blickwechsels ist in der Auswahl und der  
inhaltlichen Gestaltung der Redaktionsbeiträge frei und nicht  
weisungsgebunden. Die Verantwortung für den Inhalt der Bei-  
träge tragen die Verfasser. Bildquelle: Windrather Talschule,  
soweit nicht anders angegeben.

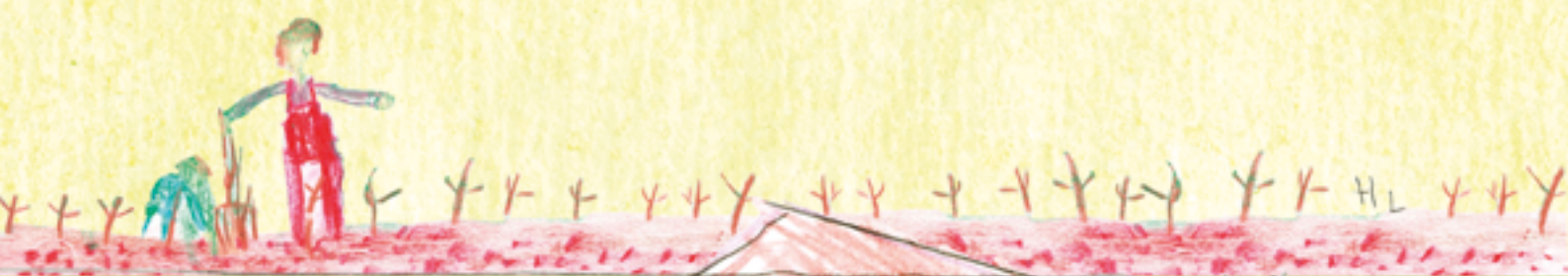
Der Blickwechsel erscheint viermal im Jahr und wird direkt  
an die Waldorfschulen und Seminare versandt. Anfragen  
diesbezüglich bitte an die Geschäftsstelle beim  
Bund der Freien Waldorfschulen, Wagenburgstr. 6,  
70185 Stuttgart; Tel.: 0711/21042 - 0.

gedruckt auf LuxoArt samt 150/300 g/m<sup>2</sup> bei  
Printmedienservice Enßen, Jägerweg 25, 45525 Hattingen









DIE NEUE GEMEINSCHAFT BASIERT AUF DEM  
PFINGSTGEHEIMNIS, DER UMKEHR DES ICH-  
ZENTRIERTEN BEWUSSTSEINS:  
DIE INDIVIDUEN BILDEN GEMEINSCHAFT, OHNE  
DABEI IHRE INDIVIDUALITÄT ZU VERLIEREN.  
ES IST DIE GEMEINSCHAFT DERER, DIE DURCH  
DEN NULLPUNKT DER INDIVIDUALISIERUNG  
GEGANGEN SIND UND SICH NUN SAKRAMENTAL  
NEU BEGEGNEN.